12

D II 12/44

Landesbibliothek
Coburg

Dllr
1571
44
Coburger
Landes-
Bücherei

Merkwürdige
Gespenstergeschichten
aus der Vorzeit,

oder

der spukende Geist Hinzelmann.

Neu-Ruppin,
bei Johann Bernhard Kühn.
1799.

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorerinnerung.

Wer von meinen Lesern sich einbilden sollte, daß ich durch nachfolgende Geschichte Aberglauben und Vorurtheile befördern wollte, der betrügt sich sehr. Niemand ist ein grösserer Freund von der wahren Aufklärung als ich, indem ich schon durch mehrere Schriften bewiesen, wie thätig ich mitzuwirken suche, dieselbe nach meinen Kräften weiter zu beför-

dern. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie schädlich der Glaube an Gespenster ist, und wie viel Mühe und Anstrengung erfordert wird, sich von gewissen jugendlichen Eindrücken loszureißen. Es war eine Zeit, da meine Einbildungskraft so stark wirkte, daß ich Geister sehen, hören und fühlen konnte. Wer mit mir in dem nehmlichen Falle gewesen ist, der wird mir glauben; andere mögen mir widersprechen.

In jenen barbarischen Zeiten, wo alles dunkel und finster, wo nur wenigen Auserwählten ein Licht aufgegangen war, da fanden sich Betrüger genug, welche ihres Vortheils wegen den großen Haufen zu täuschen suchten,

und es giebt aus jenen und einigen spätern Zeiten so viele Legenden, die mit einem Anstrich von Wahrscheinlichkeit vorgetragen werden, daß damals nicht blos Unwissende, sondern auch Könige sich betrügen ließen.

Nachfolgende Erzählung von dem Geist Hinzelmann ist ein trauriger Beweis, wie weit sich die Einbildung des Menschen verirren kann, und wie geneigt er ist, unbedeutende Dinge durch kleine Zusätze zu vergrößern, und das alles hernach für wirkliche und wahre Erscheinungen zu halten.

Wer diese Geschichte lieset, der darf nicht erst ein großer Philosoph seyn, um sie zu widerlegen; sie widerlegt sich schon von selbst. Eben des-

halb darf ich nicht besorgen, durch diese Erzählung auch nur einen einzigen Menschen zum Aberglauben zu verleiten; noch eher muß der Abergläubische seinen Wahn fahren lassen. Wenn das Publikum diese kleine Schrift gut aufnehmen sollte, wäre ich geneigt, mit der Zeit ähnliche Geschichten folgen zu lassen.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Hinzelmanns erste Erscheinung.

Giebt es Geister? Können sie auf die Menschen wirken, und wie wirken sie auf die Menschen? Wenn wirklich Geister den Menschen erscheinen, in welcher Gestalt erscheinen sie ihnen? Das sind alles Fragen, die man leichter aufwerfen, als beantworten kann. Die Alten haben über diese wichtige Materie beinah nichts gesagt. Die Neuern haben nun wohl etwas mehr über diese Sache geschrieben; aber meinem Bedünken nach sie doch noch nicht völlig erschöpft. *)

*) Man sehe unter andern J. Chr. Hennigs Schrift von Geistern und Geistersehern 8. Leipz. 1780. und von Ahndungen und Visionen, 2 Thle. 8. Leipz. 1777—83.

Doch meine Absicht ist nicht, über Geister und deren Erscheinung eine philosophische Abhandlung zu schreiben, sondern ich will eine uralte Geistererscheinung, die damals, als sie sich zutrug, viel Aufsehen erregte, dem neugierigen Leser in einem neuen Gewande vorlegen. Ohne nun weiter ein Wort zu verlieren, will ich meine Geschichte beginnen.

Der Geist Hinzelmann ließ sich zum erstenmal im Jahr Eintausend fünfhundert und vier und achtzig, auf dem adlichen Rittergut Hudemühlen im Lüneburgischen sehen. Nicht nach der gewöhnlichen Manier der Geister, machte er Gerassel mit Ketten, oder zeigte sich in gräßlichen Gestalten, oder drehte denen das Genick um, die nicht so wollten, wie er wollte. Nein, sein Anblick war nicht fürchterlich; denn man bekam ihn anfangs gar nicht zu sehen, er that keinem Menschen etwas zu Leide, und äußerte seine Gegenwart blos durch ein kleines Gepolter und Getöse, das sich von Zeit zu Zeit hören ließ, ohne daß man die Ursache ergründen konnte. Hinzelmann schien nur erst mit der Zeit dreister zu werden, indem

viele Monate verflossen, ehe er es wagte, mit dem Gesinde zu reden, das nun freilich anfangs vor ihm zurückschauderte, bis lange Gewohnheit auch diese Furchtsamkeit allmählig vertrieb.

Der Herr des Hauses sah anfangs Hinzelmann ebenfalls nicht, sondern hörte ihn blos, bald im Speisezimmer, bald im Schlafgemach, bald in der Wohnstube; nicht etwa durch Poltern und Werfen, durch Rasseln und Krachen, sondern durch wirkliche, vernünftige Sprachtöne, wie sie nur ein Mensch vom besten Verstande hervorbringen kann. Diese Stimmen ließen sich nicht etwa blos dann hören, wann er allein oder allenfalls bei seiner Familie war, sondern vornehmlich dann, wann er viele Fremden bei sich hatte, und ein großes Gastmahl hielt.

Hinzelmann zeigte öfters blos eine kleine Hand, wie die eines Knaben oder eines jungen Mädchen, ihn selbst aber bekam man nicht zu sehen. Allein nach und nach verlohr sich die Schüchternheit von seiner, und die Furchtsamkeit von Seiten der Hausleute, so daß sie es wagten, mit ihm auf einen freundschaftlichen

Fuß umzugehen. Er war der lustigste und verträglichste Spiritus familiaris, machte vielen Scherz und Kurzweil, sang und sprang so lange man ihn zufrieden ließ; wollte man ihn aber necken oder sprach man übels von ihm, so fing er an zu poltern und zu rasen, warf das erste das beste was ihm in die Hände kam, seinem Gegner an den Kopf und schwur blutige Rache.

Der Wirth, seine Familie und Hausgenossen waren nun wohl an diesen Geist gewöhnt; allein die Gäste, die dahin kamen, scheueten sich mit ihm etwas zu thun zu haben. Daher kam dieses Haus nebst der ganzen umliegenden Gegend in den üblen Ruf, daß es hier unrichtig gehe, und jeder vermied, so viel es sich thun ließ, dies berüchtigte Haus.

Dem Wirth konnte es unmöglich gleichgültig seyn, daß jeder sich von ihm entfernte, und er mit seiner Familie in der Einsamkeit leben mußte; er war daher auf Mittel bedacht, wie er diesen ungebetenen Gast von sich schaffen könnte. Die Wohnung auf eine Zeitlang zu verändern, schien ihm noch das sicherste zu seyn,

indem er glaubte, daß der Geist sich auch alsdann fortmachen werde, weil in einem unbewohnten Hause für ihn doch durchaus nichts zu thun seyn würde.

Doch überall möchte dieser Fall nicht zutreffen, so wenig die Geister einen Unterschied unter profanen und geistlichen Häusern machen. Davon nur ein einziges Beispiel. Ein gewisser französischer Prediger Perrjand in Mascon verreiste mit einem guten Freund. In seiner Abwesenheit kommt ein Hausgeist angewandert, begiebt sich in der Nacht zu seiner Frau in die Schlafkammer, und beunruhigt sie auf mancherlei Art, welches die Dienstmagd, die in derselben Kammer geschlafen, recht eigentlich hören konnte. Der Geist war damit noch nicht zufrieden, sondern fand auch noch in den folgenden Tagen Vergnügen daran, den Leuten die Bettdecken wegzureissen, in der Küche mit den Töpfen, Pfannen und Kesseln einen Rumor anzufangen und so die Einwohner bald zu belustigen, bald zu erschrecken.

Am fünften Tage kam der Prediger nach Hause, und hörte mit nicht geringem Erstaunen

von seiner Frau und seinen Hausgenossen die ganze Spukgeschichte. Er, als ein vernünftiger Mann, hielt die ganze Sache für ein Märchen und glaubte, daß irgendwo ein Betrug seyn müßte; es konnte ja ein Dieb seyn, der unter einem solchen Vorwande Gelegenheit zum Stehlen zu finden suchte. In dieser Voraussetzung verwahrte er Thüren und Fenster auf das beste, und ging dann mit seinen Hausgenossen zu Bette.

Kaum lag die Familie zu Bette, so hörte der Prediger, der doch nichts weniger als abergläubisch war — denn er bekannte sich zu der reformirten Religion — ein gewaltiges Poltern und Rollen, das von der Küche zu kommen schien; dann veränderte sich wieder die Scene, man hörte an der getäfelten Wand ein Klopfen, bald wie mit dem Knöchel der Finger, bald wie mit der ganzen Hand. Der letzte Auftritt bestand im Werfen der Teller, Schüssel und anderer Geräthschaften gegen die Wand.

Der Prediger konnte alles dies ganz genau im Bette hören, und wollte nun auch genau untersuchen, was es eigentlich wäre; denn

noch immer konnte er sich nicht überzeugen, daß dies Geräusch durch einen Geist hervorgebracht würde. Er stand auf, nahm den Degen in die Hand, begleitet von seiner furchtsamen Magd, die zwei Lichter tragen mußte, und so durchsuchte er alles, ob sich etwa ein Dieb versteckt hätte; allein er fand nirgends etwas. Er legte also wieder nieder.

Kaum war er zu Bette, so nahm das Unwesen von neuem seinen Anfang. Er stand zum zweitenmal auf, und fand abermals nichts. Am andern Morgen meldete er es dem Kirchenvorsteher, und auch dem Königl. Prokurator Franz Tornus. Dieser und andere guten Freunde besuchten den geplagten Prediger, und blieben bis nach Mitternacht bei ihm.

Anfangs schien der Geist sich vor der grossen Gesellschaft zu scheuen, und blieb wirklich einige Abende weg, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Doch ganz unerwartet vernahm man des Abens um 9 Uhr einen hellen Schall, als den Schall einer Pfeife, der sich wohl drei- bis viermal ganz vernehmlich hören ließ. Bald nachher ließen sich Stimmen hören, die nur

drei Schritte von der Gesellschaft entfernt zu seyn schienen. Die Stimme war singend und sprach: „Zwei und zwanzig Pfennige, zwei und zwanzig Pfennige!“ ohngefähr in dem nehmlichen Ton, als die sprechenden Vogel sich hören lassen; dann rief der Geist einigemal: Prediger! Prediger!

Der Prediger sagte: Hebe Dich weg von mir, Satan, der Herr schelte Dich!

Der Geist wiederholte das Wort Prediger mehrmalen, in einem Ton, der in den Ohren der Anwesenden fürchterlich erscholl.

Perrjand sagte darauf: Ja, ich bin wahrlich ein Prediger, ein Diener des lebendigen Gottes, vor dessen Majestät Du erzitterst.

Geist. Ich habe nichts dagegen.

Prediger. Dein Zeugniß brauche ich nicht.

Indessen suchte der Geist sich zu verstellen und wollte, daß man ihn für einen Engel des Lichts halten sollte. Deswegen betete er laut das Vater Unser, die Glaubensartikel, die zehen Gebote, und die gewöhnlichen Morgen- und Abendsegen; doch ließ er immer einen

Theil dieser Formeln aus. Er fing auch Psalmen zu singen an, sprach viel von der Familie des Predigers, erzählte, daß dessen Vater mit Gift vergeben worden, nannte den Thäter und gab ganz genaue Umstände von dieser Vergiftung an. Ferner erzählte er, er käme aus dem Lande Vaux, wäre durch das Dorf Alamagne vor Perrjands Bruders Hof vorbeigegangen, und daselbst eingekehrt, wo er den Prediger von Thoisy Lujand angetroffen; von beiden brachte er einen Gruß mit.

Der Predigtr sagte: Wenn sie Dich Bösewicht erkannt hätten, würden sie nicht so mit Dir gesprochen haben.

Perrjand erkundigte sich hernach wegen dieses Vorfalls bei seinem Bruder, und erfuhr von ihm, daß um diese Zeit ein Mann auf einem magern Pferde, mit niederhängendem Kopfe mit ihm gesprochen habe. So erzählte der Geist noch mehrere Umstände, die in dem Lande Vaux vorgegangen seyn sollten, und die nach genauer Erkundigung sich auch wirklich dort zugetragen hatten.

Der Geist wußte, wenn das Haus fest

verschlossen war, alles was draussen vorging. An einem Abend wollte der Goldschmidt Tullien den Prediger besuchen. Als er noch draussen auf der Straße war, rief der Geist: Macht die Thüre auf, Tullien kommt! Und bald nachher klopfte er an.

Der Geist wußte auch ganz geheime und verborgene Dinge. Vor einiger Zeit war in Mascon der Bürger Franz Chiquart an einem Jahrmarkt bei einem Bürgeraufzug, mit einer Flintenkugel ins Bein geschossen worden, das man hatte abnehmen müssen, weil der kalte Brand dazu geschlagen war. Man hatte im Gedränge den Thäter nicht bemerkt; der Geist wußte ihn zu nennen.

Noch ein Fall. Einige Zeit vorher lebten in Perrjands Hause zwei Eheleute, Philibert Masson und Wilhelmine Blank. Der erstere hatte das Unglück, sich todt zu fallen; niemand wußte die genauen Umstände davon. Der Geist gab darüber folgende Auskunft: der Mann und die Frau hätten mit einander Streitigkeiten gehabt; die Frau, von Rache erbittert, hätte eine Gelegenheit abgepaßt, wie der

Mann oben auf der Treppe gestanden, und ihn so herunter gestoßen; um allen Verdacht von sich abzuwälzen, wäre sie zur Hinterthür herausgegangen, und hätte ihre Leute gerufen, als wenn der Herr etwas verlange. Diese hätten ihn dann todt gefunden.

Bald wünschte der Geist Meßpriester und geweihte Lichter, weil er dann weichen wollte; bald wollte er sein Testament machen, weil er im Begriff wäre nach Cambray zu reisen, um dort einen Prozeß zu Ende zu bringen, besorge aber, daß er unterwegens sterben möchte.

Dann stellte er sich wieder, als wäre er der Geist nicht, der kurz vorher so viel Lärmen gemacht; sondern sein Knecht habe in seiner Abwesenheit seine Stelle vertreten.

Wenn ihn der Prediger mit einer gewissen Freimüthigkeit aus Gottes Wort anredete, so schien er nicht nur bescheiden, sondern auch höflich zu seyn.

Entschuldigt mich mein Herr — pflegte da der Geist zu sagen — ich bin nicht der, für den ihr mich haltet; ich bin vorher niemals in diesem Hause gewesen.

Einer der Anwesenden lief jetzt schnell nach dem Orte hin, woher die Stimme kam, aber er sah Niemanden. Zuletzt griff er nach einem Fläschgen, das ihm eben in den Wurf kam.

Der Geist lachte recht spöttisch und sagte dabei: Schon lange hörte ich sagen, daß ihr ein Narr wäret; nun kann ich mich aber in der That davon überzeugen, da ihr glauben könnt, daß ich in der Flasche wäre. Ei, da wäre es keine Kunst, mich zu fangen.

Von dem Goldschmidt Tullien wollte der Geist die Goldschmidtskunst lern n, und ihm dafür funfzig Kronen geben. Tullien gab ihm aber die ganz kurze Antwort: Ich habe mit Deiner Freundschaft nichts zu thun und brauche einen solchen Lehrjungen, als Du bist, nicht.

Geist. Meister Philipp, da ich kein Goldschmidt werden soll, so mußt Du mich das Bleichen lehren. Ich bin so schlecht und übel bekleidet, daß ich noch vor Kälte werde sterben müssen. Ich will gern dies Haus verlassen, wenn ich nur etwas weniges bekomme, und schwöre, mich nie hier wieder einzufinden.

Prediger. Von mir sollst Du auch nicht das Abgeschabte von den Nägeln bekommen.

Indessen blieb dieser Geist fest bei seiner ersten Behauptung, daß er nicht der nehmliche wäre, der so viel Lärmen im Hause angegeben hätte. Nach einiger Zeit erfuhr man, daß zu Cambray in des Oberpräsidenten Faveur Hause sich ein Geist aufhalte, der ausgesagt, er käme von Mascon, und wäre durch Bresse gereist. — Kurz nachher rief der Geist: Mein Meister kommt bald zurück; bereitet alles auf seine Ankunft, bratet Truthähne, Haasen, Rebhüner!

Zweites Kapitel.

Von der Lage des Schlosses Hudemühlen und von der dasigen Wohnung der Geister.

Von dem alten Schloß Hudemühlen sind jetzt weiter nichts als einige Rudera vorhanden; man siehet daselbst noch einen ziemlich hohen, unten gemauerten Wall und das Pfortenhaus. Das Schloß selbst, oder jetzt die Ueberbleibsel desselben, ist ganz mit Morast und Wasser umgeben; nur blos von vorn war ein Zugang bei dem Hauptthor, und konnte in jenem grauen Zeitalter, da man noch nicht das Pulver kannte, für einen beträchtlich festen Ort passiren.

An der rechten Seite des Schlosses fließt die Meisse vorbei, welche hart vor dem Schloßthore einige Mühlräder treibt, und einen Pistolenschuß weiter in den Allerstrom fällt. Ehedem muß das Schloß einige große Gebäude gehabt haben, wie man dies aus den bis jetzt noch vorhandenen Ruinen schließen kann. Auch selbst der ganze Umfang, wo das Schloß ge-

standen, läßt vermuthen, daß es groß und geräumig gewesen seyn muß; denn aus alten Dokumenten und Nachrichten sieht man, daß vor Jahrhunderten drei große Familien sammt ihrem Hofgesinde dort haben hausen können. In verschiedenen langwierigen Kriegen haben sich alle Einwohner des Fleckens Hudemühlen dahin geflüchtet, alle ihre Habseligkeiten hierher gebracht und sind auf diese Art mit ihrem Vermögen der Wuth der Feinde entgangen.

Noch bis auf den heutigen Tag zeigt man an der linken Seite des Schlosses, unten an der Mauer den Ort, wo vor Zeiten der berüchtigte Geist, der so allgemein bekannte Hinzelmann, seine Kammer gehabt, wovon hernach etwas mehr gesagt werden soll.

Das alte Schloßgebäude wurde nach der Zeit nicht mehr von den Eigenthümern unterhalten, welches vornehmlich daher kam, weil die Güter unter die vielen Zweige der Familie vertheilt und zerstückelt wurden, so daß ein Jeder auf dem ihm zugefallenen Antheil nach seiner eignen Bequemlichkeit eine Wohnung erbaute, und also zuletzt dies alte

Schloß völlig einging, weil keiner die ungeheuren Kosten anwenden wollte, es in baulichem Stande zu erhalten.

Die neuerbauten Wohnhäuser hatten freilich nicht alle die schöne Aussicht, wie das alte Schloß; aber dafür waren sie auch bequemer und gewährten sehr viel Annehmlichkeiten, weil in der Gegend Lust- und Obstgärten angelegt waren. Die Moräste um das alte Schloß erzeugten viele schädliche Dünste und machten daher die Luft ungesund. Das Gerücht und die Sage, als wenn es in diesem alten Schlosse unrichtig ginge, machte daß man es zuletzt ganz verließ und sich um die Erhaltung desselben nicht weiter bekümmerte.

Gewöhnlich pflegen sich die Geister in alten verfallenen Schlössern, oder auch in noch gangbaren und bewohnten, wenn sie einige Jahrhunderte gestanden, gern aufzuhalten. So erzählt man von dem churfürstl. Schloß zu Dresden, daß sich daselbst schon seit langer Zeit ein Mönch aufgehalten, der sich in einem gewissen Gemach zuweilen habe sehen lassen, ohne daß er sonst jemanden beleidigt habe. Einen

nen kleinen Schrecken habe er freilich manchmal den Leuten eingejagt, und Jeden, der sich gegen das Gespenst ungebührlich erwiesen, ausgescholten, doch der Schaden wäre immer nur klein gewesen, den er dem Spötter zugefügt.

Zu den Zeiten unserer Urältervâter schickt der Churfürst einen Pagen, während daß sie des Abends zu Tische sitzen, nach einem gewissen Zimmer, um daraus etwas zu holen. Der Page öffnet das Zimmer, und -- welch ein Schrekken! — sieht an dem daselbst stehenden Tisch einen Mönch sitzen und schreiben. Er läuft zurück, schmeißt die Thüre des Zimmers hinter sich zu und zeigt diesen sonderbaren Vorfall einem Kammerjunker an. Dieser gehet mit dem Pagen und siehet ebenfalls die nehmliche Erscheinung. Sie kehren zurück in das Tafelzimmer, erzählen einigen von den Dienern heimlich das, was ihnen so eben begegnet ist. Es entstehet hierüber ein lautes Gemurmel, bis es der Fürst selbst erfährt. Seine Neugierde treibt ihn an, sich selbst zu überzeugen, ob die Geschichte wahr sei, oder blos in der Einbildung bestehe. Er gehet unter Begleitung ver-

schiedener Hofjunker und Edelknaben nach dem bewußten Zimmer und findet den Mönch noch auf seinem Orte sitzend. Der Fürst stand erst in einer gewissen Entfernung vom Tisch, endlich trat er näher und redete den Mönch an: „Was machst Du hier?“ Der Mönch antwortete: „Hier sitze ich, und schreibe Deine Sünden auf.“ — „Hat Dir Gott die Macht dazu gegeben, — war des Fürsten Antwort — so schreib immerhin.“ — Und so begab er sich, ohne die Sache näher zu untersuchen, wieder fort.

Man spricht noch immer viel von dem Gespenst, das sich auf dem Schloße zu Berlin in Gestalt einer weißgekleideten Frau soll sehen lassen, wenn jemand aus dem Königl. Hause mit Tode abgeht. Gewöhnlich wird dasselbe schlechthin die weiße Frau genannt. Im Jahr 1659 hielt sich an diesem Hofe ein vornehmer Holsteiner von Adel auf. Diesem erzählte der Churfürst Friedrich Wilhelm, bei Gelegenheit, da man über Tafel von Gespenstern sprach, daß sein Oberstallmeister Borstorf, ein deutscher beherzter Mann, gewünscht hatte, sie ein-

mal zu sehen. Wie er nun eines Abends den Churfürsten zu Bette gebracht, und die kleine Stiege nach dem Lustgarten, wohin er sein Pferd hatte bringen lassen, herunter gehen will, sieht er mit einemmal die weiße Frau auf der Treppe. Borstorf erschrickt zwar anfangs darüber, doch er faßt gleich wieder ein Herz und redet dieselbe also an: „Du alte elementische Hure, hast Du noch nicht Fürstenblut genug gesoffen, willst Du noch mehr haben?“ — Die weiße Frau bleibt ihm die Antwort schuldig, faßt ihn aber dafür beim Kragen und wirft ihn die ganze Treppe hinunter. Doch that er sich durch diesen Fall eigentlich keinen großen Schaden, weil er noch so ziemlich glücklich ablief.

Indessen machte der Fall des Stallmeisters und sein Geschrei um Hülfe einen so grossen Lärmen, daß es der Churfürst selbst hörte, und einen von seinen Kammerpagen abschickte, um sich nach der Ursach desselben zu erkundigen. Den andern Morgen erzählte der Oberstallmeister dem Churfürsten nebst vielen andern Freunden den ganzen Vorfall, der ihm den Abend

vorher begegnet wäre. Und der Erfolg dieser nächtlichen Erscheinung war, daß bald nachher die Mutter des Churfürsten zu Crossen, und auch seine Schwester, die Herzogin von Schöningen, mit Tode abging.

Kurz vor dem erfolgten Ableben Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten, ließ sich abermals wieder die weiße Frau sehen.

In Parma soll, nach dem Zeugniß des Cardan, eine gewisse adliche Familie gelebt haben, die in der Stadt ein altes, von ihren Voraltern ererbtes Schloß bewohnte. In diesem Schloße soll bereits vor mehrern hundert Jahren auf einem gewissen Zimmer vorne heraus, ein altes Weib gesehen worden seyn, und zwar jedesmal kurz vorher, ehe jemand aus dieser Familie mit Tode abging. Diese Erscheinung soll unter ähnlichen Umständen eine lange Zeit fortgedauert haben.

Drittes Kapitel.

Woher der Geist nach seinem eignen Vorgeben ist, und was er für einen Namen hat.

Dieser Hausgeist auf dem Schloß Hudemühlen machte sich endlich mit allen Leuten auf demselben so bekannt, daß sie nach und nach alle Furcht vor ihm ablegten und am Ende so dreist wurden, daß sie ihn fragten, wer er wäre, woher er sey, und was er auf diesem Schloß zu thun hätte?

Der Geist war sehr gutwillig, ließ sich zu diesen Neugierigen herab, und machte von sich folgende Beschreibung:

Ich bin aus den böhmischen Gebirgen — sagte er — meine Gesellschaft befindet sich noch im Böhmer-Wald. Meine Mutter ist eine Christin; sie will mich aber durchaus nicht bei sich dulden, deswegen bin ich gezwungen meine Zuflucht so lange bei guten Leuten zu nehmen, bis jene Hindernisse gehoben seyn werden. Mein Name ist Hinzelmann. Man nennt mich

aber auch Lüring. Meine Frau heißt Hill Bingels. Bei einer andern Gelegenheit werde ich mich in meiner wahren Gestalt zeigen.

Die Stimme und Sprache dieses Hausgeistes war so fein, als die einer Jungfer oder eines jungen Knaben. Er konnte es durchaus nicht leiden, wenn man schlecht von ihm sprach, oder wenn man es sich merken ließ, daß man ihn für einen bösen Geist, oder wohl gar für den Teufel selbst halte. Im letztern Fall ward er ordentlich grimmig, fiel seinen Beleidiger auf den Leib, drückte und zerkratzte ihn. Vielmehr suchte er die Leute zu überreden, daß er ein natürlicher Mensch wäre, der wie jeder andere selig zu werden hoffe.

Hinzelmann stellte sich zu manchen Zeiten sehr fromm an, sang die geistlichen Lieder mit und hielt die gewöhnlichen Gebete. Wenn er Laster und Untugenden an den Hausleuten bemerkte, so bestrafte er sie darüber. Doch daß ein solcher Schein oft trüglich gewesen, davon sind mehrere Beispiele vorhanden, unter denen ich nur ein Einziges anführen will:

Zu Hildesheim ließ sich zu den Zeiten des

Bischofs Bernhard an dem bischöflichen Hof ein Geist in einem Bauernkleide sehen, der äußerlich freundlich und fromm zu seyn schin. Auf seinem Kopfe trug er einen bäuerschen Hut, weshalb man ihm den Namen Hütgen, oder auf niedersächsisch Hödeken, gab.

Diesen Hausgeist suchten die Leute zu bereden, daß er nichts weniger gesonnen sey, als den Menschen Schaden zuzufügen, vielmehr sey seine Absicht, ihnen Vortheile zu verschaffen. Unter andern erzählt man, daß dieser Geist dem Bischof zu Hildesheim zur Erhaltung der Grafschaft Winzenburg beförderlich gewesen sey.

Damals war nehmlich das jetzige Amt Winzenburg eine eigne Grafschaft, und der regierende Herr hatte seinen gewöhnlichen Hofsitz auf dem Schlosse Winzenburg. Dieser hieß Graf Herrmann von Winzenburg. Unter seinen Hofbedienten befand sich ein Edelmann, dessen Gemahlin so schön war, daß der Graf sich in sie verliebte. Er glaubte, theils weil er keine große Meinung von der Tugend des andern Geschlechts hatte, theils weil sie seine Vasallin war, daß sie sich leicht nach seinem Willen

bequemen würde. Allein er betrog sich und bekam von ihr abschlägige Antwort. Deshalb stand er aber dennoch nicht von seinem Vorhaben ab, vielmehr war er auf Mittel bedacht, wie er mit Gewalt zum Genuß dieses schönen Weibes gelangen sollte. Diese Gelegenheit ereignete sich bald, da der Edelmann verreiset war, und die arme Frau sich allein befand. Nun überfiel sie der Graf, und da sie nicht mit Güte wollte, nahm er ihr ihre Ehre mit Gewalt. So wie der Edelmann von seiner Reise zurück kam, erzählte die gute Frau ihm das Unglück, das ihr begegnet wäre. Der Edelmann schwur nun dem Grafen, seinem Herrn, blutige Rache. Als einer seiner vertrautesten Freunde stand es ihm frei, zu allen Zeiten, wenn er nur wollte, ungemeldet zu ihm zu gehen. Er traf den Grafen bei der Gräfin, seiner Gemahlin, noch im Bette liegend an, hielt ihm kürzlich die Schandthat vor, die er nicht läugnen konnte, und da der Graf aus dem Bette springen, zu seiner Vertheidigung einen Degen ergreifen wollte, erstach er ihn an der Seite seiner Gattin. Diese geht eben hoch schwanger, und schwört dem Mör-

der, daß das Kind, das sie unter ihrem Herzen trüge, gewiß einmal diese Mordthat rächen würde. Da das der Edelmann hört, kehrt er wieder um, und ermordet auch die Gräfin. Auf diese Art starb die ganze Familie des gräflichen Stammes aus. Noch an demselben Morgen, da die Mordthat geschehen, kömmt Hütgen vors Bette des Bischofs, weckt ihn auf und sagt zu ihm: „Steh auf, Plätner, und führe Dein Volk zusammen; denn die Grafschaft Winzenburg ist durch Ermordung ihres Herrn ledig und verlassen, die kannst Du auf diese Art mit leichter Mühe unter Deine Bothmäßigkeit bringen.“ — Der Bischof stand auf, brachte sein Kriegesvolk eilig zusammen, besetzte und bezog damit die Grafschaft. Er fand nicht die mindeste Schwierigkeit, und mit Genehmigung des Kaisers ward sie auf ewig dem Stifte Hildesheim einverleibet.

Man erzählt noch so manche abentheuerliche Streiche von diesem Hütgen, daß ich nicht umhin kann, noch eine Geschichte von ihm anzuführen. Ein gewisser Mann in der Stadt Hildesheim hatte ein leichtsinniges, liederliches

Weib. Einst mußte er eine nothwendige Reise thun, von der er nicht so bald wieder nach Hause kam. Daher glaubte er, daß es das Beste wäre, wenn er die Aufsicht über seine Hausehre dem Hütgen anvertraute. Hütgen that es gern. Kaum war der Mann abgereist, so ließ das Weib nicht einen, sondern mehrere Galane zu sich kommen, in der Absicht, sich mit ihnen recht lustig zu machen, in ihrer Gesellschaft zu essen und zu trinken, und dann mit ihnen zu Bette zu gehen. Hütgen erschien in unsichtbarer Gestalt, und schmiß jeden Kerl, der sich zu der Frau des ehrlichen Mannes legen wollte, zum Bette heraus. Die liederliche Vettel ließ zwar alle Nächte andere Kerls zu sich kommen; aber sie konnte mit keinem ihre viehischen Lüste büßen, indem der Geist mit allen die nehmliche Prozedur vornahm. Da der Mann von seiner Reise zurück kam, lief ihm der treue Wächter entgegen und sagte zu ihm: wie lieb ist es mir, daß Du nun wieder da bist, und ich eine so mühselige Beschäftigung nun aufgeben kann. Der Mann kannte ihn anfangs nicht, bis sich der Geist zu erkennen

gab. — Ich bin Hütgen — sagte er — diesmal habe ich Dir den Gefallen gethan und Dein Weib gehütet, und es hat mir Mühe genug gekostet. Auf ein andermal muß ich Dir Deine Bitte geradezu abschlagen; denn ich will lieber die Schweine von ganz Sachsenland hüten, als ein solches verhurtes Weib.

Ein gewisser Priester, der ein Erzignorant war, sollte im Namen der übrigen Geistlichkeit zu einer Synode verschickt werden. Hütgen erbarmte sich des armen Teufels, gab ihm einen Ring mit, der die Kraft hatte, denjenigen, der ihn trug, zu einem beredten und angenehmen Redner zu machen. Wie viele Prediger wünschten sich einen solchen Ring zu haben! — Auf diese Art bekam man von dem unwissenden Priester eine große Meinung, und man hielt ihn für den berühmtesten Redner seines Zeitalters.

Wer es sich aber einfallen ließ Hütgen zu beleidigen, der mußte auch von ihm die schrecklichste Rache erfahren. Hütgen pflegte sich gewöhnlich in der bischöflichen Küche aufzuhalten, mit den Küchenjungen zu

plaudern und ihnen zur Hand zu gehen. Ein kleiner Küchenjunge ließ es sich einfallen, ihn zu verachten, zu schimpfen, und mit unreinem Spühlwasser zu begießen. Hütgen beschwerte sich wegen dieser Behandlung beim Koch und verlangte von diesem durchaus, daß er den Buben deswegen bestrafen sollte. Der Koch lachte darüber und sagte: „bist Du ein Geist und fürchtest Dich vor einem kleinen Knaben?“ „Weil Du den Jungen nicht strafen willst — war des Geistes Antwort — so werde ich ihn nächstens selber strafen, darüber Du Dich wundern wirst. Nach einigen Tagen als der Küchenjunge in der Küche eingeschlafen war, paßte Hütgen die Gelegenheit ab, erwürgte ihn und zerhackte ihn in kleine Stücke. Diese warf er in einen Kessel und setzte ihn aufs Feuer. Da der Koch in die Küche kam, war ihm schon der Kessel auf dem Feuer verdächtig, und als er hinein sah, erstaunte er nicht wenig, als er darin menschliche Gliedmaaßen herumschwimmen sah. Der Koch ward nun selbst über Hütgen erbittert, und schimpfte ihn aus; aber dafür bekam auch er vom Geist seinen Lohn;

denn als er einmal aus dem Schloßthor gehen wollte, warf ihn der Geist von der Brücke in den tiefen Graben, wo er sein Grab fand. Dem Bischof Bernhard ward endlich die Sache bedenklich, indem er Gefahr lief ein ähnliches Unglück zu haben. Deshalb faßte er kurz den Entschluß und suchte ihn durch eine Beschwörung aus dem dortigen Revier zu verbannen. Nach dieser Zeit hat sich Hütgen nie wieder daselbst sehen lassen.

Viertes Kapitel.

Hinzelmanns Verwandlung in eine weiße Feder.

Verwandlungen giebt es genug in der Welt. Der berühmte römische Dichter Ovid hat ein ganzes Buch davon geschrieben, das ganz lustig zu lesen ist. In wie fern nun jene Verwandlungen der blinden Heiden Grund haben oder nicht, das mag ich hier nicht erst weitläuftig untersuchen. Kurz, ich wende diese Verwandlungen auf meinen Hinzelmann an, der

sich bald sichtbar, bald unsichtbar, bald groß, bald klein machen konnte.

Indessen nahm sich der Besitzer des Schlosses Hudemühlen vor, um vielleicht auf irgend eine Art sich den Geist vom Halse zu schaffen, nach Hannover zu reisen und sich dort eine Zeitlang aufzuhalten. Hier glaubte er denn doch wenigstens sicher vor dem Geist zu seyn. Es wurden alle Anstalten zu dieser Reise gemacht und in wenig Tagen war alles dazu bereit, daß er nur nöthig hatte sich in den Wagen zu setzen.

Kaum war er eine Stunde weit gefahren, so fiel es ihm auf, daß stets neben dem Wagen her eine weiße Feder flog. Er wußte erst nicht, was das zu bedeuten habe; da er aber bei seiner Ankunft in Hannover auch Hinzelmann daselbst fand, so wußte er, was die ihm zur Seite fliegende Feder zu bedeuten hatte.

In Hanover spielte Hinzelmann dem Wirthe sowohl, als dem Herrn der daselbst logierte, einen fatalen Streich, indem er eine goldne Kette von großem Werth auf die Seite zu bringen wußte. Die Kette ward, wie man leicht

denken kann, bald vermißt, und bei einer angestellten Hausvisitation nirgends gefunden. Der Verdacht fiel immer noch auf das Gesinde des Wirths, der sich seiner Leute annahm, und deshalb durchaus Satisfaktion haben wollte. Der Herr war in keiner geringen Verlegenheit, und wußte nicht, wie er aus diesem Handel heraus kommen sollte. Indem kömmt Hinzelmann plötzlich zu ihm, und frägt, warum er so niedergeschlagen wäre?

Doch Hinzelmann glaubte es wohl errathen zu können, indem vermuthlich seine goldne Kette fort seyn würde. Der Herr erschrak über die plötzliche Gegenwart des Geistes, indem er noch nicht wußte, daß er ihm nachgegangen sey.

Hinzelmann erzählte ihm nun, daß er in Gestalt einer weißen Feder immer vor seinem Reisewagen voran geflogen sey. Was Deine goldne Kette anbetrifft, da darfst Du nur unter dem Kopfkissen Deines Bettes nachsehen, wo Du sie sicher finden wirst.

Man fand sie wirklich an diesem Ort. Der Herr konnte nun auf Niemand anders Verdacht

haben, als auf Hinzelmann, der ihm die goldne Kette wegpraktisirt hatte. Er bekam deshalb mit dem Geiste einen unangenehmen Streit, indem er ihn zwingen wollte, er sollte ihn durchaus verlassen.

Indessen suchte ihn Hinzelmann zu bereden, er möchte doch auf sein Schloß zurückkehren, weil er selbst doch überall dahin kommen könnte, wohin er nur ginge. Er stellte ihm ferner vor, wie redlich und ehrlich er es mit ihm meine, da er, wenn er wollte, ihm alles wegnehmen könnte. Dies brachte denn den Gutsherrn dahin, daß er zurück auf sein Gut reiste, und sein weiteres Schicksal mit diesem Geiste der Vorsehung Gottes gänzlich überließ.

Die Gelehrten haben von je her mühsame Untersuchungen angestellt, wie es dem Teufel möglich wäre, einen Körper anzunehmen; sie meinen, ein solcher von einem Gespenst vorgestellter Leib, sey entweder kein recht natürlicher Leib, sondern nur blos ein Schattenwerk, oder eine bloße Augenverblendung. Noch besonderer ist es, daß einige, welche durchaus keine

Gespen=

Gespenster haben glauben wollen, den Glauben, wie man sagt, in die Hand bekommen haben.

So ging es dem Professor in Frankfurt, Martin Schook. Dieser kam auf einer Reise des Abends spät in ein Wirthshaus, das bereits ganz mit Fremden angefüllt war. Er bat den Wirth inständig, er möchte ihn doch aufnehmen, es würde sich doch noch irgendwo ein Plätzchen finden, er wollte sich so gut behelfen als es sich thun ließ. Der Wirth entschuldigte sich, daß dies nicht sogleich anginge, indem alle seine Zimmer bereits besetzt wären, ein einziges ausgenommen, das er ihm aber nicht anbieten könnte, weil hier des Nachts ein Poltergeist hauste. Schook ließ sich dadurch nicht abschrecken; denn weil er an keine Gespenster glaubte, war es ihm einerlei, ob ein oder mehrere Gespenster darin ihren nächtlichen Spuk hatten. Der Wirth warnte ihn noch einmal; da aber jede Warnung nichts helfen wollte, ließ er es endlich geschehen, daß Schook die Nacht da schlafen könnte. Der Professor war sehr vergnügt, daß er auf eine

so gute Art ein schön geräumiges Zimmer und ein gutes Bette bekommen hatte. Durch die Reise des Tages ermüdet, schlief er in dem Augenblick ein, da er sich niedergelegt hatte. Gegen Mitternacht weckte ihn ein ungewöhnlich starkes Lärmen auf. Er konnte nicht begreifen, wer es wagte, ihn in seinem Schlafe zu stören. Allein, Himmel! was sah er, da er sich im Bette aufrichtete — einen langen, starken, geharnischten Mann, mit einem fürchterlichen Gesicht, mit langen herabhängendem Bart, mit feurigen Augen, kurz, eine gräßliche Gestalt, so fürchterlich, als man sie sich nur immer in der Einbildungskraft vorstellen kann. Diese Figur stand geraume Zeit unbeweglich und stillschweigend vor seinem Bette. Der arme Professor verlor nicht nur seine so sehr gerühmte Herzhaftigkeit, sondern wurde auch mit einem Schrecken befallen, daß ihm alle seine Glieder zitterten. Doch er sollte mit dem Geist noch andere Auftritte erleben. Das Gespenst fiel über ihn her, nahm ihn ziemlich unsanft aus dem Bette heraus und warf ihn unter dasselbe. In dieser Lage blieb er eine ganze Stunde, indessen der

Geist seinen Platz im Bette einnahm. Den andern Morgen sah man es dem Professor an seiner blassen Gesichtsfarbe an, was ihm begegnet war. Er erzählte zitternd den Vorfall, und glaubte von dieser Zeit an Gespenster.

Unter der Regierung Friedrich III. Königs von Dännemark wurde zu Flensburg ein öffentlicher Landtag ausgeschrieben, wo die Stände wegen wichtiger Berathschlagungen sich versammelten. Unter diesen Vornehmen befand sich auch ein Edelmann, der weder einen Teufel noch Gespenster glaubte, und ein Vergnügen daran fand, sich über beides in Gesellschaften lustig zu machen. Er kam gerade etwas spät nach Flensburg, wo bereits alle Gasthöfe mit Fremden angefüllt waren, und sah sich daher genöthigt, in einem Hause seine Wohnung zu nehmen, von dem allgemein das Gerücht verbreitet war, daß darin des Nachts die Geister ihr Wesen trieben. Dies war dem Edelmann aber recht, weil er auf diese Art zeigen konnte, daß er sich nicht fürchten würde, wenn auch das ganze Heer höllischer Geister auf ihn losstürmen sollte. Er dünkte sich so tapfer

und brav, daß er es mit jedem Geiste, selbst mit dem fürchterlichsten, aufzunehmen gedachte. Alle Erinnerungen der Hausgenossen verlachte er, und freute sich schon im voraus, wie er über den Geisterwahn siegen und durch diesen Sieg viele Schüler anwerben würde.

Er bezog das ihm angewiesene Zimmer, gerade das, wo die Geister ihre nächtliche Zusammenkunft halten sollten. Er ließ sich ein paar Lichter bringen, setzte sich an den Tisch und erwartete nun ruhig und unerschrocken in der bedeutenden Stunde die Ankunft der Geister. Die Zeit ward ihm ziemlich lang, bis die Uhr halb zwölfe schlug. Bis dahin war alles ruhig und still gewesen; nun aber schien es, als wenn ein entferntes Geräusch sich hören ließ, das von Zeit zu Zeit ihm immer näher kam. Mit dem merkbaren Zunehmen des Geräusches nahm die Herzhaftigkeit des Edelmanns merklich ab. Er fing an am ganzen Leibe zu zittern, die Knie schienen ihm zu wanken, die Sprache verging ihm, und ein eiskalter Schauer überlief seinen ganzen Körper.

Das Gepolter wurde immer heftiger, und

endlich war es ganz nah. Aus dem im Zimmer befindlichen Kamin fielen Stücke herab, nicht etwa Kalk, sondern menschliche Gliedmaaßen, bald ein Bein, bald ein Arm, dann ein Bauch, eine Brust und zuletzt ein menschlicher Kopf. Diese einzelnen Theile vereinigten sich dergestalt mit einander, daß im Augenblick ein naürlicher Mensch da stand, der die Gestalt eines Aufwärters hatte. Nach und nach fielen noch mehrere Stücke herab, woraus sich ganz vollkommene Menschen bildeten.

Eine neue Scene machte den bereits in Furcht gesetzten Edelmann noch furchtsamer. Die Kammerthüre öffnete sich, und es trat ein königl. Hofstaat herein. Die Gesellschaft näherte sich der Tafel, woran der Edelmann saß, der, weil das Gedränge der Gespenster zu groß war, nicht zur Thüre hinaus konnte, sondern sich in der Eil hinter den Ofen versteckte.

Von da bemerkte er, daß in einem Augenblick die Tafel gedeckt war und in lauter goldnen und silbernen Geschirren bald nachher die kostbarsten Gerichte aufgetragen wurden. Man nöthigte ihn, als einen Fremden,

Platz an der Tafel zu nehmen, und da er sich weigerte, dies zu thun, brachte man ihm einen großen Becher mit Wein gefüllt, den er auf ihre Gesundheit ausleeren sollte. Mit Zittern und Zagen nahm er den Becher an und that in der Angst ein Stoßgebet, daß ihn Gott aus dieser Angst befreien möchte.

In dem Augenblick verschwand das ganze Gastmahl und die gesammte Gesellschaft der Geister. Doch behielt der Edelmann nicht blos den silbernen Becher, den er in der Hand hatte, sondern die Geister ließen auch viel silbernes Geschirr auf der Tafel stehen. Es war nun eine schwere Frage, wer an diesem Silberzeug mit Recht Anspruch machen könnte, indem so wohl der Wirth, als Eigenthümer des Hauses als auch der Edelmann wegen der dabei ausgestandenen Angst und Lebensgefahr, gleiches Recht daran zu haben glaubten. Die Sache kam zu einem gerichtlichen Prozeß und ward nach Verlauf von mehrern Jahren dahin entschieden, daß beide Kompetenten kein Recht daran hätten, sondern daß der gefundene Schatz dem König zukomme. Und das von Rechtswegen.

Fünftes Kapitel.

Wie man es versucht, den Hinzelmann mit Gewalt zu vertreiben.

Hinzelmann blieb also nach wie vor auf dem Schlosse Hudemühlen, und man gab schon die Hofnung auf, ihn wegzuschaffen; siehe! da kömmt ein verwegener Edelmann, der sich verlauten läßt, daß nichts leichter wäre, als diesen vorgeblich hartnäckigen Geist mit Gewalt fortzujagen. Er meinte nehmlich, dieser Geist wäre kein rechter Geist, sondern ein Schwarzkünstler, der sich durch Zauberei unsichtbar zu machen verstehe.

In dieser Voraussetzung glaubte er, da er einmal den Geist in einem verschlossenen Gemach vermerkte, daß er ihn leicht fangen könnte. Er ließ also alle Thüren und Fenster verschließen, das Haus von außen mit starker Wache verwahren, und nun durchsuchte er mit dem Degen in der Hand alle Winkel, stach um sich herum in die Kreuz und Queer, und glaubte

auf die Art, wenn anders der Geist Hinzelmann einen Körper hätte, ihn unfehlbar zu tödten.

Allein alle seine Bemühungen waren durchaus vergebens, indem er überall nichts sah und nichts hörte, also auch nichts tödten konnte. Zuletzt wurden der Edelmann und seine Helfershelfer der Sache überdrüßig und öffneten das Gemach. Alsbald bemerkten sie eine Gestalt gleich einem schwarzen Marder, die zur Thüre hinaus sprang, wobei man ganz vernehmlich die Stimme hörte: „Ei! ei! wie fein habt ihr mich doch ertappt!"

In der Folge hat sich Hinzelmann über diese schlechte Behandlung sehr beschwert und hat diesen Schimpf hernach nie wieder vergessen können. Der nehmliche Edelmann ging nach einiger Zeit auf dem Schloße Hudemühlen in eine entlegene Kammer, um von da etwas zu holen. Indem er sich da etwas umsah, erblickte er auf einer bloßen Bettstelle eine zusammengewundene große Schlange, die aber auch in dem nehmlichen Augenblick wieder verschwand. Dabei vernahm er folgende Stim-

me: „da hättest Du mich doch bald erwischt!“

Bei weiblichen Gespenstern muß man sich ganz anderer Waffen bedienen. Auf einer berühmten Universität in Deutschland bezog ein Student eine Stube, an deren Thür zu gewissen Zeiten des Tages geklopft wurde. Wenn man stille war, hörte das Klopfen gleich auf; rief man aber: „Herein! herein!“ so fing es aufs neue an zu klopfen. Die Studenten waren es schon gewohnt und schwiegen. Ein gewisser Bramarbas, der damals diese Stube bewohnte, rief, sobald es einmal klopfte: herein! herein! das Klopfen nahm zu und der Student ward ungeduldig und rief: „Ei so komm herein ins Teufels Namen!

In diesem Augenblick sprang zugleich der Student auf, nahm seinen bloßen Degen und lief zur Thüre hinaus, mit dem Vorsatz, Jedem, den er finden würde, eins auszuwischen. Doch kaum steht er draußen auf dem Gange, als er eine derbe Ohrfeige bekömmt. Er hauet links und rechts um sich herum, und bekömmt die zweite, die etwas kräftiger war. Nun

merkte er wohl, daß er hier mit unsichtbaren Mächten zu thun hatte, gegen welche er mit seiner Klinge nichts ausrichten könnte.

Nach der Zeit konnte er das Klopfen geruhig anhören, und es begegnete ihm auch weiter kein unangenehmer Zufall mit den Geistern.

Sechstes Kapitel.

Man will den Geist Hinzelmann durch Teufelsbanner aus dem Schloße verbannen.

Der Mensch, von Natur stolz und eingebildet, ist in seiner Vermessenheit so weit gegangen, daß er sich eingebildet hat, über das unermeßliche Heer der Geister nach Belieben gebieten zu können, blos durch gewisse geheimnißvolle, eigentlich dunkle und unverständliche Worte, durch Charaktere und Kreise. Aber durch dergleichen Gaukeleien kann nun wohl schwerlich der Teufel und seine Engel bezwungen werden; doch hat man verschiedene Beispiele, daß er von einem gewissen Ort gewichen ist. Es

kann aber auch wohl seyn, daß der Teufel gerade damals Belieben trug, von diesem Ort sich wegzubegeben, und die Beschwörer glaubten, blos durch ihre Formeln und Zirkel hätte er abziehen müssen.

Den Geist Hinzelmann wollte man, nach dem ersten mißlungenen Versuch, nun auch durch Teufelsbanner fortschaffen. Der Beschwörer zeichnete also seine Kreise an dem Ort, wo Hinzelmann sich aufhalten sollte, schlug seine Bücher voller magischer Charaktere auf, und fing seine Beschwörung an. Doch was geschah! anstatt daß Hinzelmann weichen sollte, trieb er vielmehr mit dem Beschwörer seinen Unfug. Er riß ihm das Zauberbuch aus den Händen, zerstückte es in viele Stücke, so daß alle einzelne Blätter im Gemach herum flogen, und am Ende faßte er den Beschwörer selbst beim Kragen, zerdrückte und zerkratzte ihn auf eine schreckliche Art, und warf ihn am Ende mit Gewalt zur Thüre hinaus, weiter die Treppe hinunter, so daß dieser brodtlose Künstler nur Gott danken mußte, daß er noch mit dem Leben davon kam.

Hinzelmann beschwerte sich in der Folge sehr über diese neue schlechte Behandlung und erklärte, daß er eben so gut ein Christ wäre, als jeder andere, und hoffe ebenfalls selig zu werden. Auf die Frage: ob ihm die Kobolte und Poltergeister bekannt wären? gab er zur Antwort: die gingen ihn nichts an, das wären lauter Teufelsgespenster.

Es ist bekannt, daß die katholische Kirche noch bis auf den heutigen Tag sich allerlei Ceremonien unter dem Namen des Exorzismus, gegen den Satan und dessen Gehülfen bedient, wohin auch das Weihwasser und die geweihten Kerzen gehören. Allein der Teufel läßt sich nicht sogleich durch ein Paternoster verjagen; dazu sind ganz andere Waffen nöthig.

Es ließ sich einmal in Frankreich ein Vikarius bei Charroun, an der Grenze von Angers, einfallen, ein fürchterliches Ungewitter, mit Donner und Blitz verbunden, zu beschwören. Er selbst im Meßgewand mit dem Hochheiligen versehen, von einem großen Gefolge begleitet, fing die Beschwörung mit den gewöhnlichen Ceremonien an. Doch, Wunder

über Wunder! ein Wirbelwind ergriff den Priester mit sammt seinem geweihten Plunder und führte ihn eine halbe Meile weit fort. Man fand ihn erst den andern Tag hinter einer Hecke liegen, und erkannte ihn blos am Meßgewand, so verunstaltet war er.

Einen andern Pfaffen in Oestreich ging es beinah noch schlimmer, als er im Jahr 1627 ein achtjähriges Kind, das vom bösen Feind besessen war, beschwören wollte. Der gute Mann that zuerst ein andächtiges Gebet zum heiligen Antonius, schrieb dann gewisse Charaktere auf einen Zettel und legte diesen auf den Wirbel des Kindes, indem er glaubte, daß der Teufel dadurch fortmarschiren müßte. Doch diese Waffen waren zu schwach. Durch des Kindes Mund schimpfte der Teufel zuerst den Pfaffen tüchtig aus, und dann ergriff ihn das besessene Kind, warf ihn zu Boden, riß ihm die Augen aus, schlitzte ihm den Mund an beiden Seiten bis an die Ohren auf, und drehte ihm endlich gar den Hals um, daß er auf der Stelle todt blieb. Diese Begebenheit erzählt Olyhard in seiner ungarischen Geschichte.

Siebentes Kapitel.

Der Geist Hinzelmann hält sich gern beim Frauenzimmer auf.

Die Geister lieben gewöhnlich die Einsamkeit, und unwegsame Gegenden sind ihr liebster Aufenthalt. So erzählen die Reisenden, daß sich in der asiatischen Tatarei in den ungeheuren Morästen viele Teufelslarven und Gespenster sehen lassen, welche den furchtsamen Wanderer erschrecken.

Bei Hinzelmann war der Fall ganz anders. Er liebte die Gesellschaft und war vorzüglich gern da, wo sich Frauenzimmer aufhielten. Damals lebten zu Hudemühlen zwei Fräuleins, Anna und Katharina; in deren Zimmer hielt sich Hinzelmann gewöhnlich auf, unterredete sich mit ihnen freundschaftlich, klagte es ihnen, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet war, und wenn sie verreisten, war er ihr Begleiter in Gestalt einer weißen Feder.

Auch in der Nacht leistete ihnen der Geist Gesellschaft, indem man öfters auf dem Deckbette eine kleine Grube fand, so etwa, als wenn ein kleiner Hund daselbst geschlafen hätte. Daher kam es, daß die Fräuleins auch nicht die mindeste Furcht vor ihm hatten. Sie konnten sich nie entschließen sich zu verheirathen. Beide erreichten ein sehr hohes Alter, beide starben binnen acht Tagen, und liegen in der Kirche zu Hudemühlen vor dem Altar begraben.

Achtes Kapitel.

Hinzelmann weissagt einem Knecht ein großes Unglück und den Tod.

Nach der gewöhnlichen Sage weiß der Teufel und dessen Helfershelfer das Zukünftige. Hinzelmann legte auch eine Probe ab, daß er mit zukünftigen Dingen bekannt sey.

Ein gewisser Knecht von dem Schlosse Hudemühlen wurde von den Fräuleins nach Ro-

then geschickt, um dort etwas einzukaufen. Während der Abwesenheit des Knechts fing Hinzelmann wie ein Storch zu klappern an und sagte dabei: „Jungfer Anne, heute magst Du Deine Sachen im Mühlengraben wieder suchen.“

Man verstand freilich anfangs nicht, was die Sache zu bedeuten habe, doch klärte sich bald alles auf. Der Knecht erzählte nehmlich, als er nach Hause kam, er habe unterweges nicht weit von sich einen Storch erblickt, und nach demselben aus langer Weile geschossen, es sey ihm auch vorgekommen, als wenn er ihn getroffen; der Storch wäre aber doch sitzen geblieben, hätte angefangen laut zu klappern, und wäre endlich fortgeflogen. Die Fräuleins erzählten hierauf dem Knecht, was ihnen Hinzelmann gesagt, wußten aber doch nicht, was sie daraus machen sollten. Doch die Sache klärte sich bald auf. Denn da der Knecht, der sich einigemal berauscht hatte, sein mit Staub und Schweiß bedecktes Pferd abspülen wollte, und daher in das vor dem Schloß fließende Mühlenwasser ritt, verfehlte er, da er betrunken war,

den

den rechten Ort, kömmt in einen tiefen Abgrund, kann sich auf dem Pferde nicht fest halten, sondern fällt herunter, und da gerade niemand da war, der ihm zu Hülfe hätte kommen können, fand er im Wasser seinen Tod. Da nun die aufs Pferd gepackten Sachen noch nicht herunter genommen waren, so mußte man sie sammt dem Knechte und dem Pferde wieder heraus holen. Auf diese Art traf die Voraussagung des Geistes genau ein.

Neuntes Kapitel.

Hinzelmann warnt Jemand vor einem nahen Unglück.

König Ludwig in Ungarn ward, ehe er durch die unglückliche Schlacht bei Mohaz sein Reich und sein Leben verlor, von einem unbekannten Manne gewarnt, der aber gleich nach dieser Warnung wieder verschwand, wie man dies bei den ungarischen Geschichtschreibern nachlesen kann.

Hinzelmann warnte beinah auf ähnliche

Art einen Edelmann von großem Verstande, der bei dem König Christian III. von Dänemark in besonderm Ansehen stand, und als Oberster in den Kriegen mit der Stadt Lübek sich sehr tapfer bewies, und sich damals in Hudemühlen aufhielt. Hier machte er sich, als ein großer Liebhaber der Jagd, manches Vergnügen in dem nahgelegenen Gehölz, indem er auf die Hirsch- und wilde Schweinsjagd ging.

Als er nun auch einmal auf die Jagd gehen will, kömmt Hinzelmann zu ihm und sagt: „Thomas — so nannte sich dieser Edelmann — ich warne Dich, sieh Dich im Schießen vor, denn sonst kann Dir im Kurzen ein Unglück begegnen.

Der Edelmann achtete wenig auf diese Warnung, indem er glaubte, daß dies wohl nicht viel zu bedeuten hätte. Nach einigen Tagen, als er wieder auf die Jagd ging, und ein Reh erlegen wollte, sprang ihm beim Abschießen seine Büchse und schlug ihm den Daumen der linken Hand weg. In diesem Augenblick stand Hinzelmann vor ihm und sagte: „Sieh da! nun hast Du es, habe ich Dich nicht

vorher gewarnt? hättest Du mir gefolgt, und das Schießen eine Zeitlang gelassen, so würde Dir dies Unglück nicht begegnet seyn."

Man soll auch von dem Wall, der um das Schloß herumgehet, zwei starke Schüsse gehört haben, welche vielleicht von Hinzelmann konnten veranstaltet worden seyn.

Unter der Regierung Jakob V. Königs in Schottland, kam es drei Edelleuten des Grafen von Aritholin, welche nahe am königl. Pallaste wohnten, da sie des Nachts zusammen in einem Bette lagen, vor, als wenn sie eine ganz besondere Erscheinung hätten. Es dünkte nehmlich dem einen, Daniel Stuart, der an der Wand lag, als wenn Jemand zu ihm käme, ihn sanft über die Backen strich und zu ihm sagte: „Auf! auf! Man will den König ermorden!" Darüber fuhr der Edelknabe aus dem Bette heraus und setzte sich neben demselben nieder. Bald nachher fuhr sein zweiter Schlafkamerad aus dem Schlafe auf und rief: „Wer tritt mir auf die Füße?" Stuart sagte: Es wird wohl eben das Etwas seyn, das mir so eben über das Gesicht gefahren ist. — Nach

einigen Augenblicken fiel der Dritte zum Bette heraus, indem er voller Bestürzung fragte: wer sich unterstanden hätte, ihm eine Ohrfeige zu geben? — Allen dreien kam es in diesem Augenblicke vor, als wenn Jemand mit großem Gepolter aus der Kammerthüre hinaus ging. Indem sich alle drei Edelleute noch von diesem sonderbaren Vorfall unterredeten, gab das im königl. Pallast auffliegende Pulver einen fürchterlichen Knall, wodurch das Haus überm Haufen geworfen und der König zugleich mit zerschmettert wurde.

Verschiedene Gelehrte, unter andern der berühmte Lipsius, glauben, daß jeder Mensch einen sogenannten Schutzgeist habe. Dies ist eine sehr alte Meinung, die auch auf einzelne Reiche, Provinzen und Städte ausgedehnt wird. Einen solchen Schutzgeist muß der Kaiser Maximilian I. gehabt haben, der ihn von einer bevorstehenden großen und nahen Lebensgefahr rettete. Dieser Kaiser war von Jugend auf ein Freund der Gemsenjagd. Er erkletterte die höchsten Klippen und die höchsten Gebirge, um nur diesen Hang zu

befriedigen. Einstmals befand er sich auf den Tyroler Alpen und kletterte einer Gemse dergestalt nach, daß er eine solche Höhe erreichte, daß es schwer war zu bestimmen, ob er, oder die Wolken höher wären. Aber alle Mühe, die Gemse zu bekommen, war vergebens, und er mußte blos darauf bedacht seyn, wie er wieder herunter kommen wollte. Doch hier schien es ihm durchaus unmöglich zu seyn, wenn er sich nicht selbst in die allergrößte Lebensgefahr begeben wollte. Nicht die mindeste Spur erblickte er, die ihm das Heruntersteigen erleichtern konnte, vielmehr schien ein jeder Tritt, den er wagen wollte, ihm sein Lebensende zu weißagen. Was war zu thun? er mußte sich schon entschließen, die ganze Nacht auf dem Felsen zuzubringen. Indessen war er in dieser Wüstenei nicht so allein, als man vielleicht glauben möchte. Eine große Menge von seinen Dienern stand unten, sie konnten ihm aber nicht helfen, so viel Mittel sie auch anwendeten, dies zu bewerkstelligen. Sie brachten zwar Stricke herbei, woran er sich herunterlassen sollte; aber wie wollten sie dieselben hinauf bringen?

und wenn sie sie auch oben hatten, wie wollte man sie am Felsen befestigen? Alles dies war unmöglich. Sie versuchten ein anderes Mittel und legten unten am Felsen viele Betten, daß, wenn auch der Kaiser beim Herabsteigen herunter fiele, er doch keinen Schaden nehmen könnte. Allein der Prinz konnte so gefährlich fallen, daß er sich an einem hervorragenden Felsenstücke zerschmetterte, ehe er die Betten erreichte. Er entschloß sich nun, auf dem Felsen zu verhungern, und man zeigte ihm das Hochheilige von weiten, da man es ihm nicht wirklich reichen konnte. Indessen, da man schon alle Hofnung aufgab, kam ein Mann in einem blauen Kleide den Felsen hinaufgestiegen. Dieser sprach dem Kaiser Muth zu, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn an einem bequemen Ort herunter, so daß er unvermuthet zu seinen Leuten kam. Sein Führer war verschwunden. Wer war dies anders als der Schutzgeist des Prinzen, der ihm das Leben auf eine so wunderbare Art errettete?

Zehntes Kapitel.

Des Geistes Hinzelmann Kammer und Mahlzeit.

Hinzelmanns Kammer war im Schloß Hudemühlen im obersten Stockwerk zur rechten Seite. Sein Geräthe daselbst bestand aus einem Stuhl, den er selbst von Stroh gar kunstreich mit bunten Farben geflochten hatte, und woran mancherlei zierliche Figuren und Kreuze zu sehen waren, ferner in einem kleinen runden Tisch, den man auf sein vielfaches Begehren herein setzen ließ, und in einem Bette, das er ebenfalls verlangte. In diesem Bette bemerkte man aber gar keine Spur, daß Jemand darin gelegen, als blos eine kleine Grube, worin allenfalls eine Katze Platz hatte.

Dieser Geist wollte das Ansehen haben, als wenn er wie ein Mensch essen und trinken könnte; daher wurde das Gesinde, vornehmlich die Köchin, gehörig instruirt, daß sie ihm täglich eine Schüssel mit süßer Milch, worin weißes Brod gebrockt wurde, in die Kammer bringen

und auf den Tisch hinstellen mußte. Den andern Tag war die Schüssel dem Ansehen nach rein ausgegessen, und wurde jedesmal beschriebener Maßen wieder angefüllt.

Außerdem fand sich auch der Geist zuweilen bei der Tafel des Gutsherrn ein. Er hatte deshalb allemal einen gewissen Platz am Tische, den er einnehmen konnte, wenn es ihm beliebte, ob man gleich nie Jemanden auf dem für ihn bestimmten Sitze sah. Wenn derjenige, der die Speisen vorschnitt, es vergessen hatte, ihm seinen Theil vorzulegen, so hielt es Hinmann für einen großen Schimpf.

Die ihm vorgelegten Speisen sind immer vom Teller weggewesen. Auch das Glas verschwand eine Weile und wurde dann ledig wieder hingesetzt; die Speisen fand man aber gewöhnlich unter dem Tisch umhergeworfen.

Der Satan scheint sein Vergnügen daran zu finden, daß er die Menschen zu überreden sucht, als wenn er an Gastereien und Schwelgereien seine Lust habe. Davon sind mehrere Beispiele vorhanden; es wird genug seyn, einige derselben anzuführen.

Albrecht, Freiherr von Simmern, pflegte seinen Landesherrn, Friedrich, Herzog zu Schwaben, öfters zu besuchen. Er war bei seinem Fürsten sehr wohl gelitten, weil er in seiner Jugend bei ihm erzogen und gleichsam mit ihm aufgewachsen war. Dieser Fürst machte einmal in Begleitung dieses Herrn und noch mehrerer Grafen und Freiherrn, die sich damals an seinem Hof aufhielten, einen Spazierritt. Sie wollten nehmlich dem Grafen Erchingen von Morgenheim, auf dessen Schloß Morgenheim, im Zabergau gelegen, einen Besuch abstatten. Graf Erchingen war ein Mann, der als ein guter Gesellschafter und Liebhaber der Jagd in der ganzen Gegend herum allgemein bekannt war. Mit seiner Gemahlin, Maria von Tübingen, hatte er nur zwei Töchter und keinen männlichen Erben, daher sehr zu besorgen war, daß dieser gräfliche Stamm aussterben möchte.

Nahe an dem gräflichen Schloß lag ein angenehmes Gehölz, der Stromberg genannt, in welchem sich ein ungemein großer Hirsch aufhielt, dessen die Jäger aller angewandten

Mühe ungeachtet, doch nicht habhaft werden konnten. Gerade um diese Zeit ließ er sich wieder sehen, worüber die ganze Gesellschaft, vornehmlich der Graf Erchingen, sehr vergnügt war. Jeder war bereit an der Freude, ihn zu erlegen oder zu fangen, Antheil zu nehmen, und man machte in dem Augenblick die nöthigen Anstalten zu dem Jagdvergnügen.

Der Baron von Simmern war ebenfalls bei der Gesellschaft und ritt allein in einer Gegend des Waldes, die ihm völlig unbekannt war. Hier erblickte er plötzlich einen schönen großen Hirsch, dergleichen er sich nie erinnerte, je gesehen zu haben. Er verfolgte ihn tief in den Wald hinein, bis er ihn mit einemmal aus dem Gesicht verlor, und nicht wußte, wo er geblieben war.

Da begegnete ihm ein Mann von fürchterlichem Ansehen, vor welchen sich der Baron Albrecht, so beherzt und tapfer er auch bei jeder Gelegenheit war, dergestalt entsetzte, daß er sich mit dem Zeichen des Kreuzes wider ihn zu verwahren suchte.

Fürchte Dich nicht — sagte der Fremde zu

ihm — ich bin von Gott gesandt, Dir etwas Außerordentliches zu offenbaren. Folge mir, dann will ich Dir solche Dinge zeigen, dergleichen Du noch nie gesehen hast. Und auf mein Wort! es ist dabei nicht die mindeste Gefahr.

Baron Albrecht war es zufrieden. Er ging seinem Führer nach, und so kamen sie zum Walde heraus. Hier zeigte sich eine vortreffliche Gegend, lachende Wiesen, und eine über alle Maaßen schöne Landschaft. Vorzüglich fiel ihm ein prächtiges Schloß in die Augen, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Viele Thürme und andere in die Augen fallende Kunstwerke und Zierrathen schienen es zu einem neuen Wunder der Welt zu machen.

Indem sie sich dem Schloße näherten, kamen ihnen viele Leute entgegen, welche die Dienerschaft des Besitzers desselben zu seyn schienen. Allein Niemand sprach ein Wort. So wie er an das Schloßthor kam und vom Pferde gestiegen war, nahm ihm einer von den Leuten das Pferd ab, um es unterdessen zu halten, oder in einen Stall zu bringen. Sein Führer sagte ihm, er dürfte sich über ein solches Still-

schweigen nicht wundern, er möchte aber ja nicht mit diesen Leuten, sondern mit ihm allein reden.

Sie traten in das Schloß hinein, und sein Führer brachte den Baron in einen schönen großen Saal, wo ein Fürst mit seinen Höflingen an der Tafel saß. Die ganze Gesellschaft stand vor dem Baron auf, neigte sich ehrerbietig gegen ihn, als wenn sie ihn willkommen hiessen, und setzten sich dann wieder nieder. Sie thaten bei der Tafel, als wenn sie äßen und tränken. Der Baron Albrecht stand da, in der Hand das Schwerd, das er durchaus nicht von sich legen wollte. Indessen betrachtete er mit Verwunderung das köstliche Tafelgeschirr, worin man die Speisen auftrug, nebst den eben so prächtigen Trinkgefäßen.

Ueberall herrschte aber eine bewundernswürdige Stille. Niemand sprach nicht einmal mit seinem Nachbar. Die ganze Gesellschaft schien mit großer Begierde zu essen, ohne sich um etwas anders zu bekümmern, als ihren Magen zu füllen. Nachdem er lange genug dies wunderbare Schauspiel angesehen hatte,

erinnerte ihn sein Führer, daß es nun Zeit wäre, sich wieder wegzubegeben. Er machte daher gegen die ganze Gesellschaft eine tiefe Verbeugung, welche man mit einer ähnlichen erwiederte, und dann brachte ihn sein Führer auf den Schloßhof hinunter. Hier übergab man ihm sein Pferd. Doch ward er erinnert, daß er über alles, was er gesehen hätte, das größte Stillschweigen beobachten möchte. Er gürtete sein Schwerd um, bestieg sein Roß, und ward von seinem Gefährten durch den vorigen Weg zurück nach dem Stromberger Walde begleitet.

Der Baron erkundigte sich jetzt bei seinem Führer, was denn dies für ein Schloß sey, und wer diejenigen wären, die er an der Tafel gesehen hätte?

Der Geist gab ihm zur Antwort: der Herr, den Du gesehen, ist im Leben Deines Vaters Bruder gewesen; ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der mehr als einmal sein Leben und Gut wider die Ungläubigen aufgeopfert hat. Ich aber und die andern, die Du gesehen, waren im Leben seine Diener, und müssen

nun unaussprechliche Pein leiden. Der Herr drückte seine Unterthanen bei seinem Leben mit unerträglichen Auflagen. Zwar wandte er das Geld nicht übel an, sondern er gebrauchte es, um den Krieg gegen die Ungläubigen zu führen; doch weil dies seinen Unterthanen unglaublichen Schaden that, und wir ihm eigentlich die Anschläge und den Rath dazu gaben, so werden wir nun, wie es billig ist, wegen dieser Ungerechtigkeit hart gestraft. Es ist mir vergönnet, Dir wegen Deiner guten Eigenschaften dies zu offenbaren, damit Du Dich vor ähnlichen strafbaren Eingriffen in die Rechte der Menschen hüten und Dein Leben vor Sünden bewahren könnest. — Siehe, dort ist der Weg, der Dich nach Deinem vorigen Orte wieder hinbringen wird. Doch ist es Dir auch erlaubt, noch einmal zurückzukehren, damit Du nun auch den Jammer und das Elend mit ansiehest, das auf die so eben verschwundene Glückseligkeit erfolgt ist.

Der Geist verschwand bei diesen Worten. Baron Albrecht kehrte zurück nach der Gegend wo ihn der Geist zum erstenmal hingeführt

hatte. Welches Entsetzen überfiel ihn bei einem so unerwarteten Anblick! Er sah nun kein prächtiges Schloß mehr, keine geschmackvollen Zimmer, keine kostbaren Tafelgefäße, sondern an deren Stelle einen großen Pfuhl, worin Pech und Schwefel brannte. Es stieg ein fürchterlicher Gestank und Qualm auf, und er hörte ein fürchterliches Geschrei, Klagen und Heulen. Kaum konnte er diesen Anblick ertragen; daher ritt er bald zurück in den Wald, um sich durch andere angenehmere Gegenstände zu zerstreuen.

Als der Baron wieder zur Gesellschaft kam, wunderte sich Jedermann über sein durchaus verändertes Wesen. Sein Gesicht war nicht blos blaß und eingefallen, sondern Schrecken und Bestürzung hatte auch sein Haar grau gefärbt und seinen Bart verwandelt. Jeder, der ihn sah, kannte ihn kaum; allein noch mehr verwunderte man sich über das, was er erzählte, das ihm wiederfahren sey. Auf diese Art nahm die Jagdparthie keinen sehr erfreulichen Ausgang.

Baron Albrecht entschloß sich wegen die-

ser sonderbaren Begebenheiten an diesem Orte zur Ehre Gottes ein Kloster zu erbauen. Da diese Gegend zum Gebiet des Grafen Erchingen gehörte, suchte er bei demselben um die Erlaubniß dazu an, welche er auch sogleich erhielt. Es blieb aber nicht bei der Erlaubniß allein, sondern der Graf sowohl als auch der Herzog Friedrich unterstützten dies Unternehmen auf die thätigste Art, so daß in kurzer Zeit ein prächtiges Nonnenkloster hier aufgebauet werden konnte.

Diese Geschichte ist nicht etwa eine bloße Tradition, die sich von Geschlecht zu Geschlecht bis zu uns fortgepflanzt hat, sondern wir finden sie auch bei vielen Schriftstellern, die wieder ihre Gewährsmänner anführen. Doch auch Schriftsteller können Fabeln und Legenden von andern abschreiben; ich überlasse es daher ganz meinen Lesern, was sie von der Sache glauben wollen oder nicht.

Eilftes Kapitel.

Hinzelmann rächt sich an einem, der von ihm übels redet.

Es ist wohl eins so toll wie das andere, sich mit dem Teufel zu balgen, oder sich mit ihm herum zu schimpfen. Wer würde wohl auf einen ergrimmten Löwen mit einem kleinen Stekken losgehen! Ein solcher Spaß bekommt gewöhnlich sehr übel? So ging es einem gewissen Soldaten, der auch glaubte, es mit einem Gespenst aufnehmen zu können. Es ließ sich nehmlich auf einem Schloße in Böhmen ein Geist in Gestalt eines vornehmen Frauenzimmers sehen, und der Soldat war so unbedachtsam, sich gegen dasselbe allerlei loser und leichtfertigen Reden zu bedienen. Seine Kameraden warnten ihn zwar öfters, er möchte sich in Acht nehmen; allein es schien, als wenn er sich daran nicht kehren wollte. Er war stets betrunken, und in einem solchen sinnlosen Zustande umfaßte er einmal dies Gespenst, da es sich auf

dem Wall des genannten Schlosses sehen ließ, und sein Lohn war ein plötzlicher Tod.

Dergleichen Beispiele von Unbesonnenheit könnte ich mehrere anführen. Hinzelmann machte es zwar nicht so arg mit seinem Feinde, er zeigte ihm aber doch, daß er ihm weit überlegen wäre. Zu Hudemühlen war einmal ein gewisser von Adel. Dieser wollte dem Hinzelmann, da sie zusammen an des Hausherrn Tafel saßen, nicht zutrinken, worüber sich Hinzelmann nicht wenig ärgerte, und seine Unzufriedenheit auch mit den Worten zu erkennen gab: „Bin ich denn nicht auch ein eben so ehrlicher und guter Gesell als Du? warum willst Du mir also nicht zutrinken?“ Der Edelmann versetzte: „Packe Dich von hier fort! Du kannst mit Deiner höllischen Gesellschaft saufen, wo Du willst, hier hast Du wahrhaftig nichts verlohren.“

Hinzelmann ergriff diesen Verwegenen hinten am Schnallriemen, womit er, nach der damaligen Sitte, seinen Mantel unter dem Halse zugebunden hatte, zog ihn zur Erde und drückte ihn dergestalt, daß Jeder für sein Leben

besorgt war. Erst nach einigen Stunden erholte er sich von dem Schrecken. Dieser Edelmann hatte schon einmal die List und Macht des Geistes Hinzelmann kennen gelernt, wie wir bereits oben gesehen haben, da er es versuchte, ihn mit Gewalt durch Spieße und Stangen fortzujagen.

Wäre der Edelmann mehr mit geistlichen Waffen gegen diesen höllischen Geist versehen gewesen, so konnte derselbe ihm nicht so viel thun, als er ihm wirklich that. So verließ er sich aber zu sehr auf eigne Kraft, und glaubte nicht, daß der Satan vermittelst eines unbedeutenden Wesens so viel ausführen und ihn wohl gar zu Grunde richten könne.

Der berühmte Geschichtschreiber Sleidanus erzählt von dem päbstlichen Abgesandten Crescentius, wie derselbe in Trier mit Briefen an den Pabst bis spät in die Nacht hinein, wegen des daselbst zu haltenden Conciliums wäre beschäftigt gewesen. Als er, um sich etwas zu erholen, ein wenig aufgestanden wäre, hätte er einen schwarzen Hund, von ungewöhnlicher Größe, mit flammenden Augen und Ohren,

die bis auf die Erde herabgehangen, gerade auf sich zukommen gesehen. Der Nuntius wäre darüber erschrocken, hätte seine Leute gerufen, und ihnen befohlen, diesen Hund, der sich nach seiner Meinung unter den Tisch versteckt, fortzujagen. Die Diener suchen überall, aber finden sowohl in diesem als auch in dem daranstoßenden Zimmer keinen Hund. Der Nuntius macht sich hierüber allerlei Gedanken, wird zu Verona krank, und stirbt an dieser Gemüthskrankheit. Kurz vor seinem Ende hat er seinen Dienern öfters zugerufen, sie sollten doch den Hund von seinem Bette fortjagen.

Zwölftes Kapitel.

Hinzelmann bekümmert sich um die Hauswirthschaft.

Die Spiritus familiares oder Hausgeister wollen sehr oft das Ansehen haben, als wenn sie sich mit aller Thätigkeit um die Hauswirthschaft bekümmerten. Zu dem Ende zeigen sie sich überaus geschäftig, und mehrere Beispiele

beweisen, daß sie zuweilen wirklich etwas verrichtet haben.

Daher glauben auch einige, z. B. Theophrastus Paracelsus, daß dergleichen Bergmännlein, Pygmäen, Nymphen und dergleichen, nicht bloße Geister wären, sondern wirklich etwas körperliches an sich hätten. Doch wollen andere dies durchaus nicht zugeben, weil sie glauben, daß diese Meinung mit der heil. Schrift streite.

Hinzelmann war im Hause, in der Küche, im Stalle sehr geschäftig, und es hatte das Ansehen, als wenn er mit allem Fleiß mancherlei Arbeiten verrichte. Vornehmlich hanthierte er öfters ganze Nächte in der Küche. Wenn die Köchin des Abends nach dem Essen die zinnernen Schüssel und Teller unabgewaschen durch einander auf einen Haufen hingesetzt, hat sie dieselben des Morgens wohlgesäubert und hell, wie ein Spiegel glänzend, wieder angetroffen. Die Köchin konnte sich auf solche Art auf diesen Handlanger sicher verlassen, und bei Zeiten ins Bette gehen, ohne zu besorgen, daß sie des

Morgens früh gleich ihre Arbeit haben würde. Diese war bereits gethan, ehe sie aufstand.

So lange sich Hinzelmann in diesem Hause aufhielt, ist nichts in der Küche verloren gegangen, sondern wenn etwas verlegt war, wußte er es immer wieder aus der Dunkelheit hervor zu ziehen und es seinem rechten Herrn einzuhändigen.

Erwartete man in Hudemühlen fremde Gäste, da ließ sich Hinzelmann vernehmlich hören; da scheuerte er die Kessel, da wusch er die Schüsseln und Teller, da reinigte er die Eimer und Zuber, und man konnte die ganze Nacht hindurch das Geräusch von seiner Arbeit hören.

Für diese treugeleisteten Dienste war denn die Köchin auch wieder dankbar. Wenn er etwas verlangte und forderte, reichte sie es ihm den Augenblick. Außerdem gab sie ihm täglich süße Milch mit weißem Brod gekocht, welches sie ihm zum Frühstück in seine Kammer hinsetzte. Durch diese Gefälligkeit gewann sie offenbar, indem Hinzelmann den größten Theil ihrer beschwerlichsten Arbeiten übernahm.

LB Coburg

Außerdem maaßte sich Hinzelmann eine Oberaufsicht über die andern Knechte und Mägde an. Er gab sorgfältig auf ihre Arbeit Achtung; wenn er sah, daß sie fleißig waren, munterte er sie noch mehr zum Fleiße an; wenn sich aber Jemand an diese Aufmunterung nicht kehrte, sondern mit sichtbarer Faulheit die Zeit zubrachte, so hat er wohl manchmal darunter geschlagen, und seinen obgleich unsichtbaren, doch starken Arm fühlen lassen.

Die Mägde warnte er oft, sich ja nicht den Unwillen ihrer Frauen zuzuziehen, und wenn eine gewisse Arbeit noch nicht gethan war, so erinnerte er sie daran, dieselbe zu verrichten. In den Pferdeställen zeigte er sich auch als ein guter Diener. Er wartete die Pferde, er striegelte sie fleißig und sie gediehen unter seiner Aufsicht und Pflege sowohl, daß man den Zeitraum, da Hinzelmann sich auf dem Schloße aufhielt, für den glücklichsten in Absicht der Pferdezucht hielt.

Von den Berggeistern ist es bekannt, daß sie sich in den Gruben und Erzgängen den Bergleuten in der gewöhnlichen Gestalt als Berg-

leute zeigen. Diese Berggeister scheinen aber mehr etwas zu verrichten, als daß sie den Bergleuten wirkliche Dienste leisten sollen. Sie laufen freilich in den Schachten und Grüften herum, graben Adern auf, tragen das Ausgegrabene zusammen, aber man findet doch nicht, daß sie wirklich etwas vor sich gebracht und abgehackt hätten, sondern das Erz bleibt in seinem Stande, wie es gewesen. Wenn die Bergleute diese Geister nur zufrieden lassen, und sich an sie nicht kehren, pflegen sie ihnen selten Schaden zu thun; wenn sie aber von ihnen übel reden, sie verspotten oder ausschimpfen, dann pflegen sie sich gewöhnlich sehr hart zu rächen.

Lavater in seinem Buche von den Geistern und Gespenstern erzählt, daß in dem Graubündischen Alpengebürge sich eine Silbergrube gefunden, woran ein bekannter Mann desselben Orts eine große Summe Geldes gewendet, auch wäre dessen Mühe nicht vergebens gewesen, sondern mit guter Ausbeute bezahlt worden. Bald nachher bemerkte man in derselben Grube ein Bergmännlein, das sich sehr thätig bezeigte, hin und wieder lief und das ausge-

hauene Erz in einen Korb warf. Der Eigenthümer der Grube, der in einer benachbarten Stadt Burgemeister war, ließ dem Bergmännlein seinen Willen und vergriff sich nicht an demselben, nur machte er jedesmal, wenn er in den Berg hinab steigen wollte, das Zeichen des Kreuzes vor sich hin, und kam auch jederzeit unbeschädigt wieder heraus. Da sich aber einmal der Berggeist sehr ungestüm hören ließ, konnte es einer von den Arbeitern nicht länger aushalten, und sagte in der Hitze, er sollte sich an den lichten Galgen packen und fluchte dabei nach der Bergleute Gewohnheit nicht wenig. Eine bessere Gelegenheit konnte der Geist nicht haben sich zu rächen; er ergriff den fluchenden Bergmann beim Kopf, setzte denselben dergestalt zurechte, daß das Gesicht auf den Rücken zu stehen kam. Der Mensch starb nicht gleich davon, sondern lebte noch einige Jahre, dergestalt, daß ihn viele Menschen gesehen haben.

In den Berggruben, wo viel Silber vorhanden und reiche Anbrüche zu vermuthen sind, hat man öfters ein vielfaches Scharren, Graben, Stoßen, Stampfen und Hauen gehört.

Oefters hat es nicht anders geschienen, als ob die Körbe, worin das Erz aufgewunden wird, gezogen würden. Vornehmlich hat man öfters in den unterirrdischen Gängen dieser Berggeister ein Gepolter und Geräusch vernommen, wenn sich bald darauf ein Unglück zutrug.

In dem berühmten Erzgebürge zu Guttenberg in Böhmen ist eine Erzgrube gewesen, in welcher die bösen Geister um das Jahr 1509 mit Arbeiten, Hauen und Picken sich fürchterlich hören ließen. Dieser Lärmen war so groß, daß man von außen hören konnte, wie sie viele Tage und Nächte hinter einander mit Graben, Fortschieben und dergleichen Verrichtungen zugebracht. Bald nachher ereignete sich ein Bergfall und viele Bergleute wurden von einer einfallenden Grube verschüttet; daher man jenes laute Geräusch für ein Vorzeichen dieses Unfalls gehalten, vornehmlich da zehn Jahre nachher an demselben Orte die Teufel in großer Menge durch die Luft geflogen gekommen, und von den Bürgern daselbst gesehen worden.

Weil nach diesen Erzählungen solche Berg-

und Hausgeister wirklich menschliche Arbeit verrichten, so nimmt der vorher genannte Theophrastus Paracelsus die Meinung an, als wenn sie wirklich gewissermaßen eine menschliche Natur hätten, und wenigstens ein Mittelgeschlecht zwischen Menschen und Thieren wären, welche unter menschlicher Gestalt mit einer besondern und eigenen Seele begabt, an geheimen Orten verborgen lebten und sich nur dann und wann den Menschen zeigten.

Paracelsus meint nehmlich, Gott habe außer den Menschen noch mancherlei vernünftige Kreaturen erschaffen, welche in den vier Elementen lebten und dort ihr Wesen trieben; nehmlich die Pygmäen unter der Erde, die Nymphen im Wasser, die Sylphen und Melusinen in der Luft, und die Salamander im Feuer.

Doch Paracelsus kann seine Meinung immer behalten und sich etwas darauf zu gute thun. Wir wenigstens können ihm unmöglich beipflichten, indem wir uns hier auf die tägliche Erfahrung so vieler Menschen berufen müssen, die so oft Geister gesehen, aber noch nie

die die Bemerkung gemacht haben, daß sie auch einen subtilen Körper gehabt. Vielmehr beweiset die schnelle Erscheinung der Geister und ihr eben so schnelles Wiederverschwinden, daß sie unmöglich einen Körper haben können, wenn er auch noch so subtil wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Hinzelmann weissaget einem Edelmann einen Unglücksfall.

Aus der alten Geschichte könnte man mancherlei Beispiele anführen, wie der Satan selbst, oder durch seine Gehülfen, oft zukünftige Dinge den Menschen vorhersagte. So verkündigte er durch das Orakel der Mutter des Kaisers Nero, daß ihr Sohn Kaiser werden, aber auch seine Mutter umbringen würde. Dem Pabst Sylvester verkündigte er durch ein kupfernes Haupt, welches jener auf eine besondere Art beschworen hatte, er würde Pabst in Rom werden, doch wenn er in Jerusalem Messe läse,

sterben. Dem berühmten karthaginiensischen General Hannibal verkündigte er die Zukunft durch einen Traum, und sagte ihm in demselben, wie sein Zug ablaufen würde. Es träumte ihm nehmlich, als erschien ihm ein Jüngling, der ihm sagte, er wäre vom Jupiter abgeschickt, ihn nach Italien zu führen, daher sollte er ihm folgen und sich nach keiner Seite umsehen. Anfangs folgte er dieser Vorschrift, aber zuletzt quälte ihn die Neugierde so sehr, daß er sich unmöglich enthalten konnte, sich umzusehen. Und was sah er? Er erblickte eine fürchterlich große Schlange, die alle Sträucher und Bäume mit ihrem Schwanz zu Boden warf. Hannibal wußte nicht, was dies bedeuten sollte; er bat sich also von seinem Führer hierüber eine Erklärung aus, und erhielt zur Antwort: „dies bedeutet die Verwüstung von Italien. Geh nur immer fort und frage nicht weiter, denn Du wirst doch nicht das verborgene Schicksal des Himmels erforschen."

Nach Hudemühlen kam einmal ein Vornehmer von Adel von dem berühmten Geschlecht von Falkenberg zum Besuch. Er war lange

in Kriegesdiensten gewesen und hatte sich viele und mancherlei Erfahrungen gesammelt. Von lustiger und fröhlicher Gemüthsart hatte er öfters mit Hinzelmann seinen Scherz, und suchte ihn auf mancherlei Art zu schrauben.

Eine Weile sah es wohl der Geist mit an, zuletzt wollte er es aber nicht länger leiden und fuhr einmal mit folgenden Worten heraus: „Falkenberg, jetzt machst Du Dich über mich tapfer lustig; komm aber nur hin vor Magdeburg, da wird man Dir die Kappe tüchtig ausbürsten, daß Du wahrlich an Scherz und Spott denken wirst.“

Der Edelmann erschrak darüber nicht wenig, indem er gewiß glaubte, daß diese Worte eine verborgene Deutung haben müßten. Sein Aufenthalt auf dem Schloße war daher nur von kurzer Dauer, weil sein Gemüth zu unruhig war.

Nicht lange hernach nahm die berühmte Belagerung der Stadt Magdeburg unter dem Kurfürsten Moriz von Sachsen ihren Anfang, indem abseiten des gesammten deutschen Reichs der Schluß gefaßt worden war, diese Stadt mit

Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Der von Falkenberg diente unter einem vornehmen deutschen Fürsten und war bei dieser Belagerung ebenfalls zugegen. Die Belagerten wehrten sich ihrer Seits sehr tapfer und arbeiteten Tag und Nacht. Wenn sie keinen Ausfall wagen konnten, so feuerten sie doch unablässig von den Wällen mit dem großen und kleinen Geschütz. Bei diesem heftigen Feuer traf dem von Falkenberg das Unglück, daß ihm eine Falkonetkugel das ganze Kinn wegnahm. Die Schmerzen, die er dabei ausgestanden, sind unbeschreiblich gewesen; erst nach drei Tagen gab er elendiglich seinen Geist auf.

Woher mögen Hinzelmann und mehrere Geister das Zukünftige so genau vorher wissen? Wahrscheinlich aus der Constellation der Gestirne, welche die Geister weit fleißiger und genauer bemerken können, als die Menschen. Vielleicht mag ihnen auch eine gewisse Kraft angebohren seyn, das Zukünftige vorher zu sehen.

Vierzehntes Kapitel.

Hinzelmann schreckt die Freier ab.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir bereits, daß zu Hudemühlen zwei Fräuleins, Anne und Katharine, lebten, mit denen sich Hinzelmann gern unterhielt und deren Gesellschaft er über alle Maaßen liebte. Diese Fräuleins waren nicht blos von vornehmen Stande, sondern besaßen auch großes Vermögen, und, worauf in der Hitze der Leidenschaft die Mannspersonen vorzüglich sehen, sie waren nicht häßlich, vielmehr konnte der Glanz ihrer Schönheit und ihre artigen Manieren wohl den Klügsten bethören, und ihn in das eiserne Joch des Ehestandes hinein zaubern.

Einmal war es wirklich schon so weit gekommen, daß es nur noch blos darauf ankam, über gewisse Punkte in dem Ehekontrakt zur Richtigkeit zu kommen, und man erwartete täglich den besten Ausgang von diesem Unternehmen.

Doch

Doch Hinzelmann war immer auf Mittel bedacht, die Freier unter sich zu verwirren und bestürzt zu machen, so daß die besten Parthieen sich immer wieder zerschlugen. Den einen Freier suchte er, wenn er eben mit den Fräuleins sprechen wollte, ganz konfus zu machen, so daß er lauter dummes und verworrenes Zeug vorbrachte. Einem andern verursachte er eine höllische Angst, so daß er vor Schrecken zitterte und bebte. Vorzüglich aber wußte er sich eines Kunstmittels zu bedienen, wovon er sich allerdings den besten Erfolg zu versprechen hatte. Die Freier nehmlich, welche gern Fräulein Katharinen haben wollten, sahen mit goldnen Buchstaben an der gegenüberstehenden weißen Wand folgende Schrift:

Nimm Fräulein Annen und laß mir Katharinen.

Die andern Freier aber, welche gern Fräulein Annen haben wollten, sahen auch auf die nehmliche Art eine goldne Schrift, doch der Inhalt war etwas von dem vorhergehenden unterschieden. Es hieß da:

Nimm Fräulein Katharinen und laß mir Annen.

Wollte sich aber ein Freier hieran doch noch nicht kehren, sondern auf seinem Vorsatz fest beharren, auch wohl gar des Nachts im Schloße übernachten; so machte er durch Poltern, Werfen und Lärmen so viele Unruhe, daß ihm gewiß alle Heirathsgedanken darüber vergehen mußten, und ein solcher Freier noch immer froh seyn konnte, wenn er nur mit ganzer Haut davon kam.

Etliche von diesen dreisten Leuten hat er, wenn sie ihre Rückreise angetreten und nach Hause reisen wollten, mit den Pferden über den Haufen geworfen, daß sie glaubten, Hals und Bein zu zerbrechen, und nicht wußten, wie ihnen geschah. Die natürliche Folge davon war, daß Hinzelmann doch nun seinen Willen behielt, die Fräuleins sich nie verheiratheten, und bis in ihr hohes Alter und erfolgten Tod im ledigen Stande blieben.

Hinzelmann wollte nicht gern die Fräuleins missen, daher verhinderte er jedesmal ihre Verheirathung. Der Teufel, der gegen

alle göttliche Ordnungen sich auflehnt, sucht auch den Ehestand zu verhindern, so oft er nur kann. So erwürgte, nach dem Buch Tobias, ein Hausgeist der Sara sieben verlobte Männer. Oefters stiftet der Teufel durch seine Werkzeuge, die Unholden und Zauberinnen einen unversöhnlichen Haß zwischen Eheleuten, daß sie sich nicht weiter vor Augen leiden können. Oft weiß er durch zauberisches Nestelknüpfen und durch andere Mittel ihnen die natürliche Zeugungskraft zu nehmen, so daß am Ende eine Ehescheidung erfolgen muß.

Zu Rotenburg war ein Mann von ehrlichem Stande und Handthierung, der verschiedene wohlerzogene Töchter hatte. In diese Familie wußte sich unter mancherlei Vorwand ein Mann einzuschmeicheln, der durch seinen prächtigen Anzug und durch seine artige Manieren verrieth, daß er aus einer eben so reichen als angesehenen Familie abstammen müßte. Er befand sich gewöhnlich in Gesellschaft zweier Jünglinge, die ebenfalls von schönem Wuchs und prächtig gekleidet waren. Der erste entdeckte sein Vorhaben bald, daß er nehmlich des

Hauswirths Tochter heirathen wollte. Zu dem Ende brachte er Musikanten mit, und suchte durch große Traktirungen und Bälle den Hausherren und dessen schöne Tochter zu seinen Absichten zu bequemen. Er entdeckte sich auch bald dem Wirth, rühmte seine hohe Geburt, seinen vornehmen Stand und seinen Reichthum. Allein der Wirth schöpfte Verdacht, weil diese jungen Leute etwas zu roh waren, mit Zweideutigkeiten und offenbaren Zoten um sich warfen, und wollte durchaus in die Heirath mit seiner Tochter nicht willigen.

Doch der junge Mensch bestand auf seinem Vorhaben und betheuerte mit vielen Schwüren, daß er von dem Mädchen nicht lassen könnte. Er kam öfters des Abends schön geputzt dahin, und suchte das Mädchen zu bereden. Daher bat auf den folgenden Abend der Wirth den Prediger zum Essen; und da der Fremde wieder erschien, fing der Prediger, nach der Verabredung, aus der Bibel zu reden an, und stellte mancherlei fromme Betrachtungen und Wünsche an, darüber der Fremde gar nicht zufrieden zu seyn schien. „Das reimt sich gar

nicht — fing er an — daß der Herr die Gäste durch Predigten lustig machen will, das gehört hier nicht her. Es giebt vielmehr lustige und scherzhafte Dinge, womit man eine Gesellschaft aufheitern kann, als solche trockne Sachen.“

Hieraus sah der Wirth sehr deutlich, daß die drei fremden Gäste von teuflischer Art und Natur seyn müßten. Er wollte aber noch einen Versuch machen und sagte mit donnernder Stimme: „Packet euch weit von mir, ihr verzweifelten Bösewichter! Ihr habt keinen Theil an mir und den Meinigen. Wir sind auf Christum getauft, und durch sein Blut erlöset, der wird uns auch wider eure teuflische List und Betrug schützen und erhalten.“

Bei diesen Worten verschwand der Bösewicht nebst seinen Gesellen mit großem Brausen und ließ einen gräßlichen Gestank nach sich, sammt dreien Körpern solcher Personen, die wegen ihrer Schandthaten waren gehängt worden. Nach dem Schrecken dankte die Familie Gott für diese glückliche Errettung.

Funfzehntes Kapitel.

Hinzelmann bedrohet den, der schlecht von ihm urtheilt.

Es reiste einmal durch Hudemühlen ein vornehmer Mann aus dem Geschlechte der von Mandelsloh, der wegen seiner Kenntniße in Sprachen und Wissenschaften und wegen seiner Geschicklichkeit viele wichtige Aemter bekleidete; er war nehmlich bei dem Kurfürsten zu Brandenburg geheimer Rath und Abgesandter auf dem Reichstag, Kanonikus bei dem Stift Verden, und war auch am Dänischen Hofe Gesandter gewesen.

Er erfuhr sehr bald, daß auf dem Schloß ein Geist sein Wesen treibe, welcher zwar unsichtbar wäre, doch sehr deutliche und hörbare Töne von sich geben könnte, sich für einen getauften Christen ausgäbe, und sich berühmte, daß er so gut selig werden würde, als jeder andere Mensch. Der von Mandelsloh sagte

ganz laut und erklärte, daß er diesen Geist unmöglich für etwas Gutes halten könnte, sondern er müßte der böse Feind und der leidige Satan selbst seyn. Er fing nun an zu philosophiren, daß Gott nur Engel und Menschen erschaffen habe. Die Menschen könnten sich nicht nach Belieben sichtbar und unsichtbar machen; ein guter Engel könne dieser Geist nicht seyn, weil ihre tägliche Beschäftigung darin bestände, Gott ihren Schöpfer zu loben und zu danken.

Hinzelmann konnte sich nicht länger halten, sondern gab mit Poltern, Toben und Werfen seinen Unwillen zu erkennen, und eben daraus schloß der von Mandelsloh, daß er der böse Geist seyn müßte.

„Was sagst Du, Berthold — das war des Edelmanns Vorname — bin ich der böse Feind? — fiel Hinzelmann hastig ein — Ich rathe Dir, sage nicht zu viel, sonst werde ich Dir zeigen, wie Du ein andermal ein besser Urtheil von mir fällen sollst.“

Der Edelmann hatte ihn noch nicht reden

gehört; er fuhr daher heftig zusammen, da er Jemanden sprechen hörte und doch Niemanden sah, von dem die Stimme herkam. Deswegen brach er plötzlich ab, und wollte sich nicht weiter mit ihm abgeben, sondern sagte, er wollte ihn gern in seinen Würden lassen.

Paracelsus hat, wie ich bereits oben gesagt habe, die Meinung, als wenn dergleichen Geister einen kleinen subtilen Körper hätten, und glaubt dadurch verschiedene Erscheinungen auf eine natürliche Art zu erklären. Doch dies ist noch immer sehr unerweißlich, und verschiedene haben bereits den Ungrund dieser Vorstellung sehr deutlich gezeigt.

Indessen ist es freilich wohl wahr, daß unter den Alten bereits Basilius eine ähnliche Meinung hatte, indem er behauptete, daß die Engel dergleichen zarte, luftige und subtile Körper hätten, welche sie mit überaus schneller Geschwindigkeit bewegen könnten. Er beruft sich deshalb auf die Stelle im Psalmen: Du machst Deine Engel zu Winden und Deine Diener zu Feuerflammen.

Dieser Meinung sind in den neuern Zeiten mehrere beigetreten. Man thut aber wohl am besten, wenn man sich in diesem Stück an die klaren Aussprüche der heiligen Schrift hält, und glaubt, daß die guten sowohl als die bösen Engel von einer geistigen Natur, ohne irgend einen Zusatz von Körper oder Materie, sind.

Es läßt sich freilich über diese Sache sehr viel streiten und sagen, und eben aus diesem Grunde, weil man hier nie aufs Reine kommen wird, sind die Meinungen so sehr getheilt. Oefters finden die auffallendsten und paradoxesten Sätze gerade die meisten Anhänger und Verehrer, und die Wahrheit wird nicht geachtet.

Sechszehntes Kapitel.

Hinzelmann verschließt eine Magd in den Keller.

Man erzählt viel vom Verbannen und Verfluchen, welches einige Menschen durch gewisse Zauberformeln zu Stande bringen sollen. Dies mag nun glauben, wer da will; ich wenigstens traue keinem Menschen eine solche Macht zu, wohl aber den Geistern.

Hinzelmann machte davon auch eine Probe, nur auf eine etwas andere Art. Die Veranlassung dazu war folgende: Auf dem Schloß Hudemühlen wurde Jemand des Abends mit heftigen Kolikschmerzen geplagt. Man schickte deshalb die Magd in den Keller hinunter, um etwas Wein herauf zu holen, damit der Patient die Arznei darin einnehmen könnte.

Als die Magd aber vor dem Faße sitzt und den Wein abzapft, steht Hinzelmann plötzlich vor ihr und redet sie folgendergestalt an: „Du wirst es wohl noch nicht vergessen haben, wie Du mich vor einigen Tagen ausgeschimpft

hast, dafür sollst Du nun diese Nacht im Keller bleiben; das soll Deine Strafe seyn. Der Patient wird nicht gleich im Augenblick sterben, vielmehr wird in einer halben Stunde das Uebel gehoben seyn, und wenn Du ihm jetzt Wein brächtest, würde er ihm überdem mehr schaden als nützen. Bleibe nur ruhig im Keller sitzen, bis Dir wieder aufgemacht wird.

Er schließt hierauf den Keller fest zu und gehet seines Weges. Der Patient wartet lange vergebens; man schickt zuletzt eine zweite Magd ab, um zu sehen, wo die erste geblieben ist. Diese findet nun den Keller nicht allein fest verschlossen, sondern auch noch außerdem mit einem Vorhängeschloß von außen gut verwahrt. Nach langem Rufen erzählt endlich die im Keller eingeschlossene Magd, was ihr begegnet sey. Man suchte den Schlüssel; er war nicht zu finden. Man wollte das Schloß aufsprengen; es war nicht möglich. Am andern Morgen war der Keller offen und die Magd war frei. Der Patient ward nach Hinzelmanns Weissagung in einer halben Stunde wieder gesund.

Weil Hinzelmann es nicht gern mit den Mädchen in der Küche verderben wollte, lief diesmal die Strafe auch sehr gnädig ab. Nach Olaus Magnus Erzählung machte es ein Zauberer in Ostgothland weit schlimmer. Dieser verbannte seinen Schüler auf ewig in eine wüste Höhle, die noch bis auf den heutigen Tag vorhanden, und von Abergläubischen häufig besucht wird, weil sie glauben, daß sie hier die Zukunft erforschen können.

Gilbertus hieß der Zauberer, der dahin verbannt wurde, und sein Lehrmeister war Catilus. Zwischen beiden entstand ein gewisser Wettstreit, wer den andern in der Kunst übertreffen könnte. Ein jeder legte hierüber eine Probe ab, und nun kam es darauf an, wer den Preiß erlangen würde. Catilus nahm einen kleinen Stab, schnitt darein gothische und römische Karaktere, warf hierauf den Stab auf die Erde und nahm ihn gleich wieder auf. Durch diese Ceremonie bewirkte Catilus in dem Augenblick, daß sein Nebenbuhler Gilbertus in eine große Höhle einer Insel dergestalt ver-

bannt wurde, daß er daselbst unbeweglich ste-
hen bleiben mußte.

Diese Insel liegt auf einem großen See, Vetor genannt, ist länglicht und sonst ganz anmuthig. Die Höhle liegt unter der einen Pfarrkirche, und hat einen langen, hohlen Eingang. In alten Zeiten haben es einige aus Ruhmsucht oder aus Vorwitz gewagt und sind hinein gegangen, um den dort verbannten Zauberer um Rath zu fragen. Sie banden gewöhnlich eine Schnur am Eingange fest, und gingen dann mit einer angezündeten Fackel in die Höhle hinein, damit sie nach verrichteten Geschäften vermittelst der Schnur den Ausgang wieder finden könnten. Doch bald nachher, weil viel Schaden und Mißbrauch daraus entstanden war, auch noch ferner entstehen konnte, verbot die Obrigkeit bei harter Leibesstrafe die Besuchung dieser Höhle; da es aber doch nicht unterblieb, so hat man bald hernach den Eingang vermauert, so daß nach Jahrhunderten man vielleicht nichts mehr von der Höhle wissen wird.

Siebenzehntes Kapitel.

Hinzelmanns Rache an einem von Adel.

Ein vornehmer Edelmannvon alter, bekannter Familie, reiste einmal vor dem Schloß Hudemühlen vorbei, und ob er gleich des Eigenthümers guter Freund und Bekannter war, trug er doch Bedenken, bei ihm einzukehren, weil er viel und mancherlei von dem Geist Hinzelmann hatte erzählen hören.

Daher schickte dieser Edelmann einen von seinen Dienern aufs Schloß, und ließ sich durch diesen entschuldigen, daß man es ihm nicht übel nehmen möchte, daß er vorbei führe, und hier nicht abtreten könnte, weil nöthige Geschäfte ihn daran verhinderten.

Doch der Gutsherr schickte einen andern Diener hinunter, und bat den Fremden inständigst, er möchte sich doch eine Mahlzeit gefallen lassen und mit einer geringen Bewirthung vorlieb nehmen.

Der Fremde entschuldigte sich mit der Eil,

die seine Reise erforderte, so daß er sich durchaus nicht lange an einem Ort aufhalten könnte. Ueberdem könnte er unmöglich ohne Abscheu und Ekel mit einem Teufelsgespenst an einem Tische sitzen, mit demselben essen und trinken, auch wohl gar Gesellschaft und Brüderschaft machen, welches Wenigen, und am wenigsten ihm gelegen wäre.

Es ward ihm hierauf noch einmal zur Antwort ertheilt: Es hielte sich freilich nach Gottes verborgenem Rath hier ein Geist auf, der aber doch Niemanden etwas zu Leide thäte, wenn er nicht von einem Andern zuerst wäre beleidigt worden. So lange Gott dem Geiste einmal die Macht gegeben, allda zu bleiben, könne man dessen Schickung sich nicht widersetzen, sondern müsse in Geduld den Ausgang erwarten, indem des Geistes Gewalt doch nicht weiter ginge, als ihm Gott Erlaubniß dazu gäbe.

Doch der Fremde blieb dabei, daß er nicht Lust hätte mit dem Teufel Gesellschaft zu machen, und reiste weiter, ohne in das Schloß hinein zu gehen.

Ehe man es sich vermuthete, war Hinzelmann da und sagte: „Warte, guter Freund, es soll Dir diese freche Rede theuer genug bezahlt werden."

Der Fremde fährt fort, kömmt an die Brücke, die über die Neisse geht, und siehe! die Pferde bäumen sich mit den Vorderfüßen hoch auf, verwickeln sich in das Geschirr und es fehlte wenig, daß die Pferde zugleich mit dem Wagen hinab ins Wasser fielen. Doch sie fahren keinen Flintenschuß weiter, so wird der Wagen im Sande auf ebener Erde umgeworfen, doch so, daß die darin sitzenden Personen eben keinen sonderlichen Schaden nahmen.

Hieraus sieht man, daß der Geist diesmal seine Macht nicht weiter ausdehnen konnte, als sie Gott ihm zugestanden; denn sonst würde er sicher seine Rache viel weiter getrieben haben. Hiervon erzählt Gregor Tau ein merkwürdiges Beispiel:

Zwei fromme, gottesfürchtige Männer, mit Namen Romanus und Lupicinus, begaben sich in die Lorenzische Einöde, führten hier mit Fasten und Beten ein heiliges Leben und ihre

Speise

Speise bestand in weiter nichts, als in Wurzeln und Kräutern. Hier fanden sie verschiedene böse Geister, denen ihr strenges Leben zuwider war. Diese frommen Leute bekamen beinah täglich von diesen Unholden einen Steinregen, gerade wenn sie knieend ihre Andacht verrichteten. Sie konnten Beulen und Wunden aufweisen, die ihnen die Geister geworfen hatten. Endlich gelang es ihnen durch ihr beharrliches Gebet, sie zu überwinden und aus der ganzen Gegend zu vertreiben.

Antonius, der Sage nach der erste christliche Einsiedler, begab sich aus Liebe zur Einsamkeit in eine Begräbnißhöle, unweit eines Meierhofs, wo sein Bruder wohnte, von dem er seinen täglichen Unterhalt erhielt. Der Satan konnte es nicht leiden, daß der fromme Antonius ein so heiliges Vorhaben gefaßt, nimmt also noch einige von seinen Spießgesellen zu Hülfe, und richtet durch Schläge und Kratzen den guten Mann dergestalt zu, daß den andern Tag sein Bruder, wie er ihm sein gewöhnliches Essen bringt, ihn halb todt auf der Erde liegen sieht. Er richtet ihn auf, nimmt ihn auf die

Schultern, und trägt ihn nach seinem Meierhof, um ihn etwas zu erquicken.

Alle Nachbarn kamen herbei gelaufen, um den heiligen Antonius zu besuchen, und wenn er wirklich sterben sollte, ihn zum Grabe zu begleiten. Bis nach Mitternacht warteten die Zuschauer es ab, ob der heil. Antonius wieder aufleben würde; hierauf fielen sie alle in einen festen Schlaf, bis auf seinen Bruder. Endlich ermunterte sich der ohnmächtige Alte, und da er niemanden weiter wach sieht, als seinen Bruder, winkt er ihm, daß er keinen andern aufwecken soll; und nachdem er wieder einige Kräfte bei sich verspürt, bittet er ihn inständigst, ihn nach seiner Grabhöle zurück zu bringen.

Sein Wunsch wird erfüllt; Antonius ist nun allein. Er fängt an zu beten, inbrünstig und mit lauter Stimme. Nach dem Gebet ruft er: Sehet! Antonius ist wieder da. Ich fürchte mich vor euch nicht, und wenn ihr noch weit schlimmer auf mich losstürmt. Niemand kann mich ja scheiden von der Liebe Christi. Dabei sang er den Psalm: der Herr ist mein

Licht und Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?

Hier dünkte es ihm, eine Stimme zu hören: Dieser ist nicht zu bändigen, wir müssen das Ding auf eine andere Art anfangen. Hierauf schien sich die Erde zu bewegen und man hörte ein gewaltiges Gerassel. Die Wände des Grabgewölbes rissen sich von einander und es erschien eine Menge fürchterlicher Geister in den schrecklichsten Gestalten. Um ihn herum war alles mit Löwen, Bären, wilden Ochsen, Wölfen, Schlangen, Ottern, Drachen, Skorpionen und noch vielen andern Thieren angefüllt, die mit ihrem fürchterlichen Geschrei ihn erst recht in Furcht jagen sollten.

Allein der heilige Antonius verachtete alle diese Schreckbilder und sagte spöttisch zu ihnen: „hättet ihr einige Macht oder Gewalt, so dürfte nur einer zum Kampf erscheinen, der mich genug quälen könnte. Eure Menge schreckt mich nicht. Hier bin ich ja, wenn ihr einige Macht habt, mir etwas zu thun! Allein das Zeichen des Kreuzes und der Glaube an Chri-

stum ist uns Christen eine unüberwindliche Mauer."

Indem nun Antonius seine Augen aufschlug, sah er die Spitze des Dachs sich öffnen, und ein heller Glanz fiel vom Himmel herab. In diesem Augenblick verschwanden alle jene Gespenster auch fühlte er keine Schmerzen an seinem Leibe mehr. So erzählt wenigstens der heil. Athanasius diese Geschichte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Köchin wünscht Hinzelmann zu sehen.

Neugierde und Vorwitz wird öfters mit Recht bestraft, indem der Satan sich beider Stücke häufig bedient, die Menschen in seine Falle zu locken, die auch gewöhnlich einfältig genug sind, sich fangen zu lassen. Bei der Köchin hatte nun diese Neugierde zwar keinen so traurigen Ausgang, allein der Schrecken, den sie dabei hatte, konnte doch von schlimmen Folgen seyn.

Die Köchin glaubte nehmlich, sie stünde bei Hinzelmann in besonderer Liebe und Gunst, daß sie ihn wohl um etwas bitten könnte, das sich vielleicht kein anderer würde unterstanden haben. Es war wohl ganz natürlich von einem Frauenzimmer, daß bei ihr der Wunsch aufsteigen mußte, den Hinzelmann einmal zu sehen, den sie täglich reden hörte, den sie mit Essen und Trinken versorgte, und mit dem sie ganz vertraut umging.

Hinzelmann wollte anfangs nicht recht daran, ihren Wunsch zu erfüllen, indem er vorgab, daß jetzt noch keine Zeit wäre, daß sie ihn könnte zu sehen bekommen; allein nach Ablauf eines gewissen Termins wollte er sich vor Jedermann sehen lassen.

Diese abschlägige Antwort erhitzte das neugierige Mädchen noch mehr, und Hinzelmanns angebliche oder eingebildete Gestalt lief ihr im Kopf herum, wie Quecksilber. Sie drang immer mehr in den Geist, ihr doch ihre Bitte nicht abzuschlagen, da dies doch nur ein kleiner Dienst wäre gegen die vielen Gefälligkeiten, die sie ihm erzeige, aber der Geist stellte

ihr immer vor, es würde sie gewiß gereuen, wenn er ihre Bitte erfüllte.

Da sie den Geist nun gar nicht zufrieden ließ, und ihn immer wiederholentlich bat, er möchte doch endlich ihre Bitte erfüllen, sagte Hinzelmann zu ihr: „Gut, Deine Bitte soll gewährt werden. Komm morgen vor Aufgang der Sonne in den Keller hinunter, in jeder Hand einen Eimer voll Wasser tragend, dann sollst Du mich sehen.“

Was soll aber das Wasser bedeuten? — fragte die Magd.

Das wirst Du hernach schon sehen — war des Geistes Antwort — dadurch wird Dir nehmlich mein Anblick unschädlich.

Kaum erschien die Morgendämmerung des andern Tages, als die Köchin mit den Wassereimern geradezu in den Keller marschirte. Sie sah sich sogleich überall in demselben um, und konnte nichts zu sehen bekommen. Zuletzt bemerkte sie eine Mulde, in der ein nackendes Kind, etwa von drei Jahren lag, in dessen Herzen zwei Messer kreuzweis über einander steck-

ten, und welches dergestalt in seinem Blute schwamm, daß es kläglich anzusehen war.

Die Magd bebte zurück über einen eben so gräßlichen als unerwarteten Anblick, und fiel ohnmächtig zur Erde nieder. Der Geist nahm sogleich den einen Eimer mit Wasser und goß ihn der Magd über den Kopf. Dadurch ward sie wieder zu sich selbst gebracht und nun sah sie sich wieder um, ob sie etwa die Mulde mit dem todten Kinde erblickte; doch es war bereits alles verschwunden.

Jetzt hörte sie Hinzelmanns Stimme, der zu ihr sagte: „Siehest Du nun wohl, wie nützlich das Wasser Dir gewesen? war das nicht gleich vorhanden, so mußtest Du im Keller sterben. Nun ist vielleicht Deine heiße Begierde mich zu sehen, etwas abgekühlt.

Nachher wußte Hinzelmann diese Geschichte, vornehmlich wenn Fremde auf dem Schloß waren, sehr naiv zu erzählen. Diesmal wurde der Vorwitz der Köchin nun freilich eben nicht hart bestraft, und sie kam, wie man zu sagen pflegt, mit einem blauen Auge davon.

Pabst Hildebrand war bekanntlich ein

großer Zauberer, wenn wir Benno's Erzählung Glauben beimessen wollen. Er hatte ein gewisses Zauberbuch, worin alle seine Künste aufgezeichnet waren, worin auch gewisse geheime Karaktere standen, womit er die Geister rufen und sich ihrer nach Belieben bedienen konnte. Als er einst von Albano nach Rom zurückkam, fiel ihm vor dem Laterano ein, daß er dies Buch, das er sonst nie von seiner Seite kommen ließ, diesmal doch in der Eil vergessen hätte. Er rief daher zwei von seinen Dienern, die um alle seine Geheimnisse wußten, und denen er sich sicher anvertrauen konnte. Er sagte ihnen, daß er sein Zauberbuch vergessen, und trug ihnen zugleich auf, daß sie dasselbe holen und bald wieder kommen sollten; doch gebot er ihnen ausdrücklich, daß sich Niemand unterstehen sollte, dies Buch unterweges aufzuschlagen und darin zu lesen. Die Diener thaten, wie der heilige Vater ihnen befohlen hatte. Sie fanden das Buch an dem bestimmten Ort, nahmen es mit, und kehrten so wieder zurück. Unterweges wurden sie neugierig und wollten gern wissen, was es für Wunder=

dinge enthielte. Sie schlugen es auf, fingen an darin zu lesen, aber Himmel! welch eine Erscheinung! Eine Menge höllischer Geister zeigte sich plötzlich diesen vorwitzigen Gesellen, so daß sie nicht wußten, was sie vor Angst und Schreck anfangen sollten. Die Geister wollten wissen, warum man sie gerufen, was man ihnen auftragen würde? und drohten sie anzufallen, wenn sie nicht bald antworten würden. Der Dreisteste unter der Gesellschaft befahl ihnen daher, einige alte Mauern nieder zu reißen, welches auch augenblicklich geschah. Indessen eilten sie bei Zeiten nach der Stadt, um ihrem Herrn das Zauberbuch je eher je lieber einzuhändigen.

Einem Dienstboten des bekannten Schwarzkünstlers Cornelius Agrippa, ging es nicht so gut ab, da er aus Vorwitz in seines Herrn Beschwörungsbücher sehen wollte. Agrippa verreiste, und übergab indessen einem alten Weibe, das in seinem Hause wohnte, die Schlüssel zu seiner Studierstube, mit dem ausdrücklichen Befehl, keinen, wer er auch wäre, hineinzulassen. Der eine Diener des Agrippa,

der im höchsten Grade neugierig war, bekam ein großes Verlangen, in Abwesenheit seines Herrn dessen geheime Sachen zu sehen. Er bat die Alte, sie möchte ihm die Schlüssel geben. Diese weigerte sich lange und gab ihm eine abschlägige Antwort, so daß einem jeden andern die Lust würde vergangen seyn. Doch er kannte die Weiber und wußte vornehmlich von dieser, daß sie mit Geld sich leicht würde bewegen lassen. Er nahm daher zwölf Wildemannsthaler, drückte sie der Alten in die Hand und erneuerte zugleich seine vorige Bitte. Sie gab ihm nun den Schlüssel, da vollends die letzte Schwierigkeit gehoben war, daß sie nicht die mindeste Gefahr oder Verantwortung zu befürchten hätte. Der Famulus ging nun hinauf in seines Herrn Studierstube, schlug mancherlei Bücher auf, und fing auch in dem einen, worin viel Karaktere verzeichnet waren, zu lesen an. Kaum hatte er ein paar Minuten mit Lesen fortgefahren, als plötzlich ein höllischer Geist in die Stube trat und ihn fragte, was er haben wollte? Der Famulus war vor Schreck halb todt, wußte nicht, was er machen sollte, und ward

wegen seines Vorwitzes vom Geist erwürgt. Auf Agrippa's Befehl mußte sich der Geist in den entseelten Körper begeben und denselben noch eine Weile als lebendig vorstellen, bis er ihn endlich in Gegenwart vieler Menschen auf der Straße wieder verließ und ihn halb verfault niederfallen ließ.

Nach dem Remigius wurde ein Knecht in Holland in dem Dorfe Ostbrok, wegen seines Vorwitzes auch sehr hart bestraft. Dieser Knecht diente bei einer Wittwe, und bemerkte, daß diese Frau, wenn alles Gesinde zu Bette gegangen, sich in den Stall begab. Er war neugierig zu wissen, was sie da wohl machen möchte, schlich ihr nach und fand, daß sie eine Heugabel mit ausgestreckten Händen anfaßte und dann verschwand. Er gleich in den Stall hinein, probirte das nehmliche, und siehe! er ward plötzlich in eine Höhle unter der Erde, in dem Städtchen Wyk versetzt. Hier befand er sich in der Gesellschaft vieler Zauberinnen, die von ihren Bubenstücken mit einander sprachen. Die Wittwe wunderte sich, wie ihr Knecht dahin gekommen seyn möchte, und da sie es von

ihm erfahren, ward sie ganz unruhig darüber. Er mußte nun einen fürchterlichen Eid ablegen, daß er von alle dem nichts sagen wollte, was er hier gesehen und gehört habe. Die Alte nahm ihn nun auf ihre Schultern und wollte ihn durch die Luft nach Hause tragen. Doch sie besann sich bald eines bessern. Denn da sie mit ihm über einen Morast kam, warf sie ihn ab, in der Erwartung, daß er hier stecken bleiben und seinen Geist aufgeben würde; doch zum Glück fiel er so, daß er noch mit dem Leben davon kam. Den andern Morgen fanden ihn die Vorübergehenden. Er erzählte ihnen seinen Unfall; sie brachten ihn nach Utrecht, wo er den Vorfall bei den Gerichten anzeigte. Die Hexe ward eingezogen, und bekam, wie alle Hexen ihren verdienten Lohn. Sie ward lebendig verbrannt.

Neunzehntes Kapitel.

Hinzelmann hetzt eine Gesellschaft an einander.

Der Teufel und seine Gesellen pflegen zwar Zank und Streit selbst unter die friedfertigsten Gemüther zu bringen, weil es ihm allemal angenehm ist, wenn es den Menschen nicht wohl gehet.

Auf dem fürstlichen Schlosse Ahlden residirte damals Otto Aschen von Mandelslohe, Drost und fürstl. Braunschw. Lüneburg. Rath. Dieser mußte manchen Possen und Schabernak von Hinzelmann erfahren. Als derselbe einmal Fremde bei sich hatte und mit ihnen lustig und fröhlich war, wußte Hinzelmann unter ihnen dergestalt Zank anzustiften, daß sie sich einander bei den Köpfen kriegten, und sich recht tapfer herum zausten.

Es hätte wirklich ein Unglück dabei geschehen können, wenn nicht alles Gewehr über die Seite geschafft worden wäre, so daß Niemand seinen Degen finden konnte. Es hatte

also blos bei einigen Querhieben mit der geballten Faust sein Bewenden. Hinzelmann erzählte diesen Streich mit lautem Gelächter und mit einer recht innigen Freude: Er wäre der Urheber des Zanks und der darauf erfolgten Schlägerei gewesen.

Da man ihn nun fragte, um welcher Ursache willen er die Leute so zusammengehetzt habe; es hätte doch leicht ein weit grösseres Unglück daraus entstehen können? gab er zur Antwort: dafür hätte er vorher gesorgt, daß kein großes Unglück entstehen möchte, indem er Degen und Schießgewehr fortgeschaft. Es mache ihm ein besonderes Vergnügen, bei einer solchen Comödie den Zuschauer abzugeben.

Eben so hatte er seine Lust daran, wenn er Knechte, Arbeitsleute und Frohndiener an einander hetzen konnte. Die beste Gelegenheit fand er, wenn diese Leute starkes Bier im Kopfe hatten, wodurch ihre Lebensgeister erhitzt und öfters in Unordnung gebracht wurden.

Hinzelmann nahm gewöhnlich bei solchen Saufgelagen seinen Platz unter ihnen, um auf diese Art Gelegenheit zum Streit zu geben.

Hatte nun einer bereits etwas in der Krone daß er unversehens etwas auf die Erde fallen ließ und sich bückte, um es wieder aufzuheben, so versetzte er dem Bückenden von hinten eine Ohrfeige, den Nachbar aber zwickte er ins Bein. Nun sprangen sie beide auf. Jeder hielt sich für beleidigt, jeder wollte Satisfaktion haben, und auf Scheltworte erfolgte eine derbe Schlägerei, woran denn gewöhlich noch andere aus Brüder = und Freundschaft Antheil nahmen. Und so war Hinzelmanns Wunsch erfüllt; doch sorgte er dafür, daß Niemand keinen sonderlichen Schaden dabei nahm.

Hieraus sieht man, daß der Geist Hinzelmann ein besonderes Vergnügen daran fand, wenn andere Leute Zank und Streit hatten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er an so vielen blutigen Kriegen, die damals in der Welt geführt wurden, keinen geringen Antheil gehabt, ob er sich gleich hiervon nichts hat merken lassen.

Als Julius Cäsar in den bürgerlichen Kriegen mit seinem Heer bis an das Ufer des Flusses Rubico gekommen war, welcher die Grenze

seiner Provinz machte, hielt er etwas stille und sagte zu einem seiner Offiziere: was machen wir nun? bleiben wir hier, oder gehen wir weiter? Wenn wir über diese kleine Brücke hinüber sind, so müssen wir die Gewalt der Waffen gebrauchen; jetzt stehet es noch bei uns, ob wir zurück treten wollen.

Indem er so die Wichtigkeit dieses gefährlichen Unternehmens überlegte, ereignete sich etwas Wunderbares; entweder war es Zufall, oder war es ein bedeutendes Gesicht. Er sah nehmlich nicht weit von sich einen großen langen Mann sitzen, der auf einem musikalischen Instrumente bließ. Die Bauern und Hirten liefen herbei, diesen Wundermann zu sehen und zu hören; auch viele von Cäsars Soldaten, worunter einige Trompeter waren, liefen herbei. Der große Kerl fuhr mit einemmal auf den einen Trompeter, der seine Trompete auf dem Rücken hängen hatte, riß ihm dieselbe weg, sprang sogleich in den Fluß, und man hörte ihn sogar während des Schwimmens blasen, ohngefähr in dem Tone, als wenn ein Kriegesheer aufbrechen sollte. Das Blasen

hörte

hörte nicht eher auf, als bis er am andern Ufer des Flusses war.

Nun rief Julius Cäsar seinen Soldaten zu: „Marsch! folget dem Geschick des Himmels, der uns durch diese Erscheinung einen glücklichen Ausgang unsers Unternehmens verkündigen läßt. Dieser Führer zeigt uns den Weg, dem wir ohne Bedenken folgen können.“

Er zog hierauf aus der Provinz Gallien seine Armee an sich, ging nach Rom, überwand den Pompejus, nachdem in verschiedenen Schlachten wenigstens dreimalhunderttausend Menschen ihr Leben verloren hatten, um nur den Ehrgeiz dieser beiden Männer zu befriedigen.

Auch in spätern Zeiten sind zuweilen dergleichen Gespenster erschienen, um einen nahen Krieg oder eine bald zu liefernde Schlacht anzukündigen. Vor etwas länger als hundert Jahren (1682) sahen zwei Bauern, die auf der Reise nach Helsingburg begriffen waren, ohngefähr des Morgens gegen acht Uhr, hinter sich etliche Kompagnien Reuter in vollem Gallop angesprengt kommen. Ein dicker Staub er-

hob sich auf beiden Seiten; die Erde schien unter ihren Füßen glänzender zu seyn als die Sonne. Die Uniform der Reuter war schwarz, sie trugen schwarze Mäntel und saßen auf schwarzen Pferden; und doch schienen sie einen außerordentlichen Glanz um sich zu verbreiten. Sie schlugen sich nach Süd-Osten; vier und vier ritten immer in einem Glied. Nach einer kleinen Weile verschwanden sie bis auf zwei, welche etwas Halt machten. Darauf sind zwanzig große, weiße Männer, von einer solchen Höhe, als wenn einer auf dem andern stünde, erschienen; darüber sind die beiden Bauern dergestalt in Furcht gerathen, daß sie das Ende dieser Erscheinung nicht abwarten wollten.

Kurz vor der Eroberung von Konstantinopel, durch dessen Einnahme die Türken dem Morgenländischen christlichen Kaiserthum ein Ende machten, sah man in der Luft ein mächtiges Kriegesheer von Fußvolk und Reuterei, welches in Schlachtordnung einherzog. Hierauf folgten andere Geharnischte mit Lanzen, Spießen und einigen Schwadronen Reutern. Der Zug dieses großen Kriegsheers dauerte drei

Stunden. Den Beschluß machte ein großer, schrecklicher Mann, als der General des Heers; auch diesen sah man eine ganze Weile in der Luft, bis es dunkel wurde und die Finsterniß diese Erscheinung dem Auge entzog.

Zwanzigstes Kapitel.

Hinzelmann bestraft einen Schreiber wegen seines Stolzes und seiner Buhlschaft.

In Hudemühlen lebte zu der Zeit, da sich Hinzelmann dort aufhielt, ein Schreiber, Namens Henningius Steinhof, welchen Hinzelmann als einen stolzen, eingebildeten Menschen nicht leiden konnte. Er suchte ihm daher zu schaden, wo und wie er nur konnte, und machte ihm bei Tage sowohl als des Nachts mancherlei Unruh, so daß der arme Mann oft nicht wußte, wo er hin sollte.

Ein Stolzer kann einen Stolzen am wenigsten leiden, und eben deshalb konnte der nicht minder stolze Geist das stolze Benehmen

des Schreibers durchaus nicht leiden, und er wußte sich recht groß damit zu machen, wenn er den armen Schreiber geängstigt hatte. Laut erzählte er es, vornehmlich wenn Fremde dabei waren, wie er dem Schreiber tüchtige Ohrfeigen gegegen hätte.

Der Prediger Feldmann zu Hudemühlen, der zuerst die Geschichte des Geistes Hinzelmann beschrieben hat, rühmt sonst den Schreiber als einen brauchbaren Mann, der seinem Amte recht gut vorgestanden und sich bei seinem Herrn beliebt gemacht hat. Hernach ward er wegen seiner Geschicklichkeit Amtsschreiber an der Lin, und zuletzt Burgermeister in demselben Städtchen.

Als ein junger Mensch war der Herr Steinhof von verliebter Komplexion, und suchte bei dem Kammermädchen im Schloß Eingang und fand ihn auch. Hinzelmann war aber einmal sein Feind, und suchte ihn daher auch in diesem Vergnügen zu stören. Als er einst des Nachts in der Kammer des Mädchens war, und mit demselben ein vertrautes Gespräch hielt, in der Meinung, daß sie allein

wären, fand sich unvermuthet Hinzelmann ebenfalls ein, und trieb den armen Schreiber zur Kammer des Mädchens hinaus. Dieser mußte noch Gott danken, daß er mit einer so gelinden Strafe, mit ein paar Hieben, davon kam. Hinzelmann machte hernach auf diese verunglückte Liebe ein Liedchen und sang es den Fremden vor.

So scheint es beinah, als wenn zuweilen die Geister die Laster der Menschen bestrafen wollten. An einem Reichsfürstenhofe ließ sich ein Fräulein von vornehmen Stande und reizender Schönheit mit einem Hofkavalier ein, und war sogar so frei, ihn zu einem geheimen Gespräch auf ihr Schlafzimmer zu bitten. Dem Kavalier gefiel das Anerbieten eines so schönen Frauenzimmers nicht übel; doch hütete er sich, es bis zur letzten Gunstbezeigung kommen zu lassen, weil ihr beiderseitiger guter Name nicht nur darunter leiden, sondern sie auch selbst in Ungnade darüber fallen konnten.

Als der Kavalier nach einiger Zeit ein Fieber bekam, hielt das Fräulein es für ihre Schuldigkeit und Pflicht, ihn öfters des Abends in

Begleitung einer vertrauten Magd, zu besuchen. Er fand sich durch diese Besuche so gestärkt, daß sie zu seiner Befreiung von dem Fieber nicht wenig beitrugen.

So bald er genesen war, und ehestens eine ferne Reise machen wollte, fand sich eines Abends das Fräulein ganz allein, in ihren Nachtkleidern, bei ihrem Geliebten ein, um das Versprechen von ihm abzulocken, daß er sie gewiß einmal zu seiner Gemahlin nehmen würde. Nachdem sie das Licht in der Kammer ausgelöscht, setzte sie sich zu ihm aufs Bette, und erbot sich, wenn er es nicht als eine Leichtfertigkeit von ihr auslegen, und ihr nichts Böses thun wollte, sich neben ihn an seine Seite, doch in ihren Kleidern und auf das Deckbette zu legen. Dieses Anerbieten war ihm nicht lieb, weil er besorgte, sein guter Name und seine Freiheit möchte dadurch in Gefahr kommen; aber auf der andern Seite wollte er auch nicht gern ihren Argwohn erregen, und gab also seine Einwilligung in jenes Anerbieten.

Doch was geschieht? Indem sie so mit einander kosen, erhebt sich zu Mitternacht im Vorgemach ein erschreckliches Getöse und Gepolter. Beide erschrecken, vornehmlich da sie beim Eintritt in die Kammer die Thüre zuzumachen vergessen hatten.

Sie hörten ganz deutlich, daß mehrere Personen die Treppe herauf ins Vorgemach kamen. Daher sagte das Fräulein: „Ach Gott! wir sind verloren! Was soll ich machen, wenn man mich hier antrifft?"

Der Edelmann meinte, sie sollte sich nur unter die Decke legen, dann würde sie keiner sehen. Sie folgte seinen Rath und legte sich mitten ins Bette hinein. Indessen nahm das Getöse gewaltig zu, und man konnte deutlich hören, wie verschiedene Manns- und Frauenspersonen in die Zimmer gingen, die Treppen herauf und hinab liefen, und verschiedene Sachen umher schleppten. Man konnte es gar eigentlich hören, wie verschiedene Kasten des Edelmanns mit Gewalt aufgeschlagen wurden, und das Fräulein im Bette sagte zu ihm: „Mein Engel! da sind gewiß Diebe, die Ihnen

Ihre Kasten aufbrechen, und alles heraus nehmen werden.“ Doch der Kavalier gab ihr zur Antwort: Diebe machen keinen solchen Lärmen.

Warum nicht? — versetzte sie — vielleicht haben sie ein Diebeslicht angezündet, und meinen, daß alles in tiefem Schlafe liegt. — Wenn wirklich ein solches Licht vorhanden wäre, war des Edelmanns Antwort, so würde es doch wohl einigen Schein von sich geben, und der Schein würde auch wahrscheinlich, da alle Thüren offen sind, bis zu uns kommen und ich würde diese Diebe bald aus meinen Zimmern hinaus peitschen. — Aber so sagen Sie mir doch, was soll es denn seyn? — Es sind — erwiederte der Edelmann — Poltergeister, Gespenster, die ihre Lust daran finden, uns zu beunruhigen.

Nun fing sie zu zittern und zu beben an, und wußte nicht, was sie vor Furcht machen sollte. Der Edelmann suchte sie, so gut als er konnte, zu trösten, und wußte es ihr begreiflich zu machen, daß der Lärmen bald wieder vorüber seyn würde. Nachdem die Gespenster

fünf Stunden lang — weit länger als gewöhnlich — fürchterlich gehaust hatten, zogen sie sich immer mehr zurück, bis hinauf ins fünfte Stockwerk des Schlosses, worauf alles stille war.

Der Edelmann führte sie eine halbe Stunde vor Tagesanbruch auf ihr Zimmer, und sie wagte es nie wieder zu ihm zu kommen, und eine solche fürchterliche Nacht bei ihm zu haben. Nach einiger Zeit reiste er überdem weg, und kam nie wieder an diesen Hof. Einige Jahre darauf verheirathete sich das Fräulein sehr vortheilhaft mit einem andern Kavalier, indem sie nun wohl merkte, daß es mit dem ersten nichts werden würde.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Hinzelmann verkündigt Jemanden seines Kindes Unglück.

Es ist unglaublich, wie schnell sich die Geister von einem Ort zum andern bewegen können, ohne erst dabei jene Mühwaltung nöthig zu haben, als wir Menschen. Ihnen, den Geistern, ist es daher eine Kleinigkeit sich binnen wenig Minuten tausend Meilen weit zu versetzen; ja es scheint, daß sie nur nöthig haben, sich irgend wohin zu wünschen, und in dem nehmlichen Augenblick ist auch schon ihr Wunsch erfüllt.

Daher ist es dem Teufel und den Geistern, seinen Gehülfen, etwas leichtes, das zu wissen, was viele Meilen weit von ihnen vorgeht, oder eine Neuigkeit aus den entferntesten Gegenden schnell und beinah in demselben Augenblick an den Ort zu bringen, wohin sie sie nur haben wollen. Eben aus diesem Grunde

wissen die Geister öfters etwas Zukünftiges voraus.

Hinzelmann zeigte auch einmal, daß er die Kunst verstände, das Zukünftige vorherzusehen. Er, der Geist, kam zu einem Mann aus Hudemühlen, da dieser mit den andern Arbeitsleuten und Knechten im Felde war und Korn mähete. „Lauf! lauf geschwind nach Hause — sagte der Geist zu ihm — hilf Deinem jüngsten Sohne; so eben ist er mit dem Gesicht ins Feuer gefallen, und hat sich verbrannt.“

Der Mann eilt erschrocken nach Hause, und kaum ist er über die Thürschwelle, so erfährt er leider, daß Hinzelmann die Wahrheit gesprochen. Seine andern Kinder und seine Frau kommen ihm gleich entgegen, erzählen ihm weinend das Unglück; und so wie er in die Stube tritt, sieht er sein Kind, wie es auf einem Bette liegt und das Gesicht verbrannt hat. Es hatte nehmlich auf einem kleinen Stuhl beim Feuer gesessen, über welches ein Kessel hing, aus dem es mit einem Löffel etwas schöpfen wollte, bog sich deshalb mit dem Stuhle etwas

vorwärts und fiel so ins Feuer hinein. Die Mutter war zum Glück in der Nähe, lief herbei, riß es aus der Flamme heraus, und rettete es vom Tode. Es ist besonders, daß fast in dem nehmlichen Augenblick, da der Geist dem Vater den Vorfall erzählte, das Unglück wirklich geschah.

Der Teufel und seine Gesellen müssen daher ungemein geschwind seyn, weil sie solche Dinge bewirken können, und eben aus dem Grunde wissen sie Mittel, etwas schnell herbei zu schaffen, was sie gerade zu ihrem Zweck nöthig haben. Wo anders konnte Albertus Magnus die Blüthen der Bäume, die reifen Aepfel, die Pflaumen und zeitigen Weintrauben, womit er einst einen wahnsinnigen Kaiser mitten im Winter belustigte uud welches Obst er ihm in seinem Kloster vorsetzte, hergenommen haben, als daß er es vermittelst der Geister aus den südlichen Provinzen herbeischaffen ließ, wo damals gerade Sommer war?

Wo wollte der Satan und seine Gehülfen die Früchte und das Getreide, das er den Zauberinnen zuweilen bringt, hernehmen, wenn er

es nicht wo anders wegrauben könnte? und dies bewirkt er durch seine große Schnelligkeit. Auf die nehmliche Art weiß er Dinge genau anzugeben, die hundert, ja tausend Meilen weit von ihm geschehen.

Der Geschichtschreiber Arnold Bresk erzählt in seiner Norwegischen Geschichte, daß ein bekannter Schiffer von Lübek nach Bergen in Norwegen gekommen ist. Hier in Bergen kam er mit einem Lappländer ins Gespräch, und fängt unter andern von der Zauberei zu reden an. Der Schiffer will es durchaus nicht glauben, daß die Lappen aus weit entlegenen Ländern Jemandem Nachricht von dem bringen können, was dort geschieht. Der Lappe behauptete aber, daß sie dies allerdings könnten. Der Schiffer verlangt hiervon eine Probe, und will von ihm sogleich wissen, was jetzt in diesem Augenblick seine Frau vornähme? Der Lappe fällt nieder zur Erde, bleibt über eine Stunde als todt liegen, erhebt sich nach und nach wieder von seiner Betäubung und erzählt, daß er wirklich in Lübek gewesen wäre. Zum Beweise, daß er wirklich da gewesen,

bringe er ein Messer mit, womit seine Frau so eben Brod geschnitten, und dies in eine Weinkanne gethan, und dann habe sie das Hochzeitmahl für einen seiner Verwandten bereitet. Zugleich machte er eine umständliche Beschreibung von den Kleidern, welche die Brautleute angehabt, zählte die Zahl und Namen der eingeladenen Gäste her, daß sich der Schiffer darüber höchlich verwunderte. Seine Verwunderung nimmt aber zu, als er nach Hause kömmt und erfährt, daß sich wirklich alles so verhalten, wie ihm der Lappe erzählte.

Hier ist nun aber die große Frage: wer macht eigentlich eine so weite Reise in einer so kurzen Zeit? der Körper des Lappen blieb doch stille liegen, noch dazu in einem gewissen Zustande von Unempfindlichkeit. Es ist doch wohl nicht zu glauben, daß seine Seele indessen den Körper verlassen sollte, um in weit entlegenen Ländern herumzuspazieren, daselbst Aufträge auszurichten, und noch obenein das Verlangte mitzubringen. Da müßte man vermuthen, daß die Seele des Lappen einen feinen freilich nicht menschlichen Körper annähme.

Aber was würde denn indessen aus dem Körper ohne Seele, der in einer Betäubung wie todt da liegt? Ist es überhaupt möglich, daß die Seele zu allen Zeiten, wenn es ihr nur beliebt, den Körper verlassen und auch wieder in ihre Hülle zurückkehren kann, wenn sie will? Dies sind alles Fragen, die kein Philosoph richtig beantworten kann und wird.

Was bleibt unter solchen Umständen übrig? Man muß immer darauf wieder zurückkommen, daß der Teufel oder einer von seinen Gesellen sich vermöge seiner Macht an den Ort hinbegiebt, wohin es der Zauberer, der mit ihm in einer genauen Verbindung stehet, nur immer haben will, und daß er ihm alsdann vermittelst der Einbildung das einflüstert, was er zu wissen verlangt, um sich bei Andern groß damit zu machen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ein junger Edelmann glaubt den Hinzelmann zu fangen.

Der Satan weiß freilich Viele in sein Netz zu locken, und erdenkt sich immer neue Kunstgriffe, die Menschen in sein Garn hinein zu ziehen; doch die Menschen selbst werden ihn schwerlich betrügen, weil er viel zu listig ist, als daß es nur denkbar wäre, ihn zu fangen. Seine gewöhnliche Lockspeise, womit er die Menschen an sich zu ziehen sucht, ist Wollust, Reichthum und irrdische Glückseligkeit, lauter Dinge, wornach der natürliche Mensch mit allen seinen Kräften strebt, und in deren Besitz und Genuß er sich glücklich dünkt.

Es ist also in der That thörigt, einen Geist, der uns an List und Verschlagenheit so weit überlegen ist, fangen zu wollen. Und doch unterfing sich ein gewisser junger Edelmann, den Geist Hinzelmann fangen zu wollen. Er herbergte auf dem Schloß Hudemühlen, hatte

viel von dem Geist Hinzelmann gehört, und wünschte daher sehr, ihn entweder zu sehen, oder wenigstens doch sprechen zu hören.

Nach geraumer Zeit ward endlich sein Wunsch erfüllt. Hinzelmann ließ sich hören, und zwar aus einem Winkel der Stube, wo gerade ein großer Schrank stand, in welchem verschiedene Weinkrüge mit engen Hälsen aufgestellt waren. Dem Edelmann kam es daher vor, weil des Geistes Stimme zart und fein war, er müßte sich in einer von diesen Flaschen befinden. Er lief daher nach dem Schranke, propfte die Flaschen fest zu, und glaubte, daß er auf diese Art den Geist gewiß bekommen würde.

Hinzelmann lachte über das Benehmen des Edelmanns überlaut und sagte: wenn ich nicht schon lange von andern Leuten gehört hätte, daß Du ein Narr wärest, so würde ich es jetzt in der That sehen, weil Du mich in den Flaschen suchst, und mich auf die Art fangen willst, daß Du die Flaschen zumachst. Ich achte es nicht der Mühe werth, Dich für Deine Dummheit zu bestrafen; sonst wäre es

mir ein leichtes, Dir zu zeigen, daß ich Dich züchtigen kann, auf eine Art, daß Du gewiß eine Weile daran denken solltest. Das einzige will ich Dir versprechen, daß Du wohl bald ein wenig möchtest gebadet werden.

Der Geist schwieg, und es wird nicht gemeldet, in wie fern diese Weissagung eingetroffen seyn mag. So viel ist wohl gewiß, daß der Teufel oder dessen Gehülfen auf mancherlei Art den Menschen schaden kann, ohne daß sie sich vor ihm in Acht nehmen können. Niemand ist gewiß schlauer als er, und Niemand kann ihn betrügen, hat ihn auch noch nie betrogen. Er ist der listigste Jäger, der auf tausend Mittel bedacht ist, die Menschen zu fangen.

Die Seelenjagd pflegt Satan zuweilen auf eine leibliche Art abzubilden. Daher das sogenannte wüthende Heer, indem man um Mitternacht in den Wäldern Hunde bellen, Hörner blasen, Pferde trapsen, Jäger schreien hört. So erzählt Francisci von sich selbst, daß er einmal in einem Wirthshause, welches im Walde gelegen, hätte übernachten müssen und da wäre ihm folgendes begegnet: Nach dem

Abendessen um 10 Uhr hätte er mit seinen Gesellschaftern noch am Fenster gestanden, und mit einemmal wäre im Walde ein lautes Jagdgeschrei erhoben worden, ein Gebell der Hunde und ein großes Lärmen hätte ihn auf die Vermuthung gebracht, daß eine wirkliche große Hetzjagd müßte gehalten werden; doch der Wirth habe ihn versichert, daß dies weiter nichts als Waldgespenster wären, die sich jedesmal um den Neumond hören ließen.

So erzählt der bekannte Dr. Müller, er habe von einem Meklenburgischen Sekretair gehört, daß sich derselbe einmal dergestalt in einem Walde verirrt, daß er durchaus keinen Ausweg gefunden, und nun habe sich mit einemmal ein fürchterliches Geräusch und ein Getümmel von weitem erhoben, nicht anders, als wenn eine große Jagd gehalten würde, die doch wohl nicht mitten in der Nacht statt finden könnte. Er, der Sekretair, habe sich hierauf in seinen Mantel gewickelt, und so geruhig das Ende dieser gräßlichen Geschichte abgewartet, das Getöse sey immer näher gekommen, und endlich dicht vor ihm vorbeigezogen.

Eben derselbe erzählt von einem Doktor der Rechte, daß dieser einmal gute Freunde auf einer bekannten Universität, die mit vielen Wäldern umgeben, besucht habe. Hier sey er stattlich traktirt worden und vornehmlich habe man ihm stark zugetrunken. Denselben Abend hätte er wieder fortreiten müssen, doch habe er es nicht gewagt, diese Reise allein zu thun; deswegen hätte er einen Führer mitgenommen, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Doch demungeachtet wären sie von der finstern Nacht abgehalten worden, weiter zu reiten, sie hätten also mitten in der Nacht von ihren Pferden absteigen, ihre Mäntel zum Kopfkissen bereiten und im Grase sich niederlegen müssen. Kaum wären sie ein wenig eingeschlummert, als ein vorbeiziehender Zug von Jägern und Hunden und Pferden mit dem fürchterlichsten Getöse von blasenden Instrumenten sie aufgeweckt hätte. Sie wären darüber in Furcht und Zittern gerathen, und selbst ihre Pferde hätten geschäumt und mit den Füßen gestampft. Dies Gaukelspiel hätte die ganze Nacht fortgewährt,

indem es bald in der Ferne, bald in der Nähe sich hätte hören lassen.

Es ist kein Scherz, wenn es Jemand wagt, diesem wüthenden Heere zuzurufen, oder etwas von ihm zu begehren, indem man wegen eines solchen Vorwitzes leicht übel bezahlt werden kann. So ging es einem Studenten in Jena, der auch einmal das wüthende Heer vor seinem Fenster vorbeiziehen sah und nun das volle Glas aus dem Fenster hielt und dabei rief: Es gilt eins auf Deine Gesundheit, bring mir aber ein Wildpret mit! Des Morgens fand man an seinem Fenster eine Hirschkeule hangen, die ganz voller Fliegen und Maden wimmelte. Hierüber alterirte sich der Student dergestalt, daß er bald darauf seinen Verstand verlor und sein Leben im Irrenhaus endigte.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Hinzelmanns Scheinheiligkeit und Gesang.

Der Satan und seine Diener suchen gewöhnlich den Schein der Heiligkeit anzunehmen, um unter diesem Vorwande desto mehr Anhänger sich zu verschaffen. Bei den Heiden wußte er sogar die Gestalt eines Gottes anzunehmen, um sie noch mehr zu verblenden und in sein Garn zu locken. Unter den Christen nahm er bisweilen die Gestalt dieses oder jenes Heiligen, ja sogar die des allerheiligsten Erlösers an, um sie zu berücken.

Der Geist Hinzelmann wußte auch sehr gut die Larve der Scheinheiligkeit zu seinem Vortheile zu gebrauchen. Er gab nehmlich vor, er sey nicht blos ein wahrer Mensch, sondern auch ein guter Christ, und hoffe so gut als andere selig zu werden. Man hat daher von ihm verlangt, wenn er ein guter Christ wäre, so sollte er doch auch Gott anrufen, und

die Gebete hersagen, welche die Christen im Gebrauch haben.

Hinzelmann bequemte sich also dazu, und betete das Vater unser, wie er aber an die siebente Bitte kam, erlöse uns von dem Bösen, sprach er diese nicht recht aus, sondern murmelte blos so etwas her. Den christlichen Glauben betete er zwar auch, aber ebenfalls verstümmelt; denn wenn er an die Worte des Artikels kam: „ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben,“ brachte er dies mit einer heisern Stimme vor, so daß man ihn nicht recht verstehen konnte.

Der Prediger Feldmann zu Eikeborch erzählt, es sey sein Vater um Pfingsten auf das Schloß Hudemühlen zu Gaste gebeten worden; daselbst habe Hinzelmann das Lied: Nun bitten wir den heil. Geist, mit einer lieblichen angenehmen Stimme ganz zu Ende gesungen. Noch mehrere Lieder pflegte er zu singen, vornehmlich wenn ihn Jemand darum bat, den er für seinen Freund hielt.

Dies hatte nun freilich alles einen sehr

guten Schein; allein oft pflegt Satan sich in einen Engel des Lichts zu verstellen, um selbst gute und fromme Menschen zu verführen. Davon erzählt Boisard eine sehr merkwürdige Geschichte. In einer italiänischen Provinz lebte eine Wittwe, die einen guten Wandel führte, und ihre meiste Zeit mit Fasten und Beten zubrachte. Diese entdeckte ihrem Beichtvater, daß alle Nacht der Herr Christus ihr im Schlaf erscheine, sie ermahnte, christlich zu leben, sich vor Lastern und böser Gesellschaft zu hüten, reichlich Allmosen zu geben, und sich fleißig zur Kirche zu halten. Sie beschrieb die Gestalt, die ihr erschien, als einen schönen zwölfjährigen Knaben, mit einem hellglänzenden Kleide bekleidet, um den Kopf eine weiße Binde tragend, woran ein schönes Kreuz als ein Edelgestein schimmerte. Der Priester erzählte dies verschiedenen Standespersonen, die sich nach dem Lebenswandel der Wittwe genau erkundigten. Sie erfuhren dann, daß gemeldete Wittwe erst seit drei Jahren eine so strenge Lebensart führe, und auch nicht so vollkommen heilig wäre, als sie sich dünkte. Ueberdem sagte ihr

der kleine Christus nach ihrer Erzählung viele abgeschmackte auch oft ungezogene Dinge, und die Weissagungen, von denen er ihr die Versicherung gab, daß sie gewiß eintreffen sollten, trafen gar nicht ein. Daher machte man den Schluß, daß dieser Geist nicht Christus, sondern ein Teufel seyn müsse.

Hinzelmann sang nicht allein geistliche, sondern auch scherzhafte und verliebte Lieder, wenn gerade eine lustige Gesellschaft auf dem Schloß beisammen war. Vornehmlich pflegte er in Gegenwart junger, unverheiratheter Leute beiderlei Geschlechts solche Lieder zu singen, um sie zur Liebe aufzumuntern. Doch wenn man ihm diese Ursache vorhielt, war er bereit zu schweigen, wenn man es haben wollte. Er sang einen hellen Discant, den kein Instrument durchaus nicht erreichen konnte.

Der Satan ist ein vortrefflicher Musikus, das ist wohl allgemein bekannt So spielte er einem Lautenisten alle Nacht ein Stück vor, bis er es auswendig wußte. Ein Prediger, der gewöhnlich kurz vor dem Schlafengehen ein Stück auf seinem Klavier spielte, hört ein-

mal kurz nachdem er sich zu Bette gelegt, ein vortreffliches Stück auf seinem Klavier spielen, dergleichen er noch nie in seinem Leben gehört hatte. Doch zuletzt, nachdem er lange zugehört hatte, und diese Musik für weiter nichts, als eine teuflische halten mußte, überfiel ihn ein Schauer über den ganzen Körper, er steckte den Kopf unter die Bettdecke, und wollte nichts weiter hören.

So oft auch Hinzelmann einen guten Schein anzunehmen wußte, hatte er doch gewöhnlich den Schelmen im Nacken. Unter andern betrug er sich einmal in einem Gemach des Hauses sehr unruhig, indem er durch Werfen und Rumoren seine Gegenwart zu erkennen gab. Der Schreiber, vermuthlich war es der nehmliche, der mit dem Kammermädchen eine Liebschaft hatte, und den Hinzelmann aus bereits angeführten Gründen nicht leiden konnte, kam gerade denselben Abend aus einer lustigen Gesellschaft ziemlich berauscht nach Hause. Er hörte den Lärmen, und was war wohl natürlicher, als daß ihm einfiel, „er kömmt von Hinzelmann her.“ Der Wein machte ihm mehr

Muth als er wirklich hatte. Er ging hinauf in das Gemach, wo der Lärmen indessen immer stärker wird, und rief ganz laut: „Wer du auch bist, der Teufel, oder seine Großmutter, halt ein mit deinem Lärmen und packe Dich zu allen Teufeln! hier hast du nichts zu thun. Marsch fort! oder ich werde dir Füße machen.“ Hinzelmann kehrte sich nicht an solche Drohungen, wie man leicht vermuthen kann, sondern gab dem Helden in der Einbildung eine derbe Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging, daß er nicht wußte, wie ihm geschah, und sein Muth verschwand als eine Wasserblase. Er ergriff das Hasenpanier und lief, was er laufen konnte, zur Treppe hinunter und wünschte nicht noch eine Erinnerung, die etwas schlimmer ausfallen konnte, mitzunehmen. Beim Laufen aber, in der stockfinstern Nacht mit einem starken Rausch im Kopf, verfehlt er auf der Treppe eine Stufe, und durch das Poltern, das dadurch entstehet, macht er das ganze Haus, die Herrschaft und die Diener wach, die ihn dann eben so wie Hinzelmann nach Verdienst auslachten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Hinzelmann läßt sich von kleinen Kindern und von einem Narren sehen.

Der Sage nach sollen sich verschiedene Thiere und Fische nach ihrem Belieben in mancherlei Gestalten verändern können. Gerade so macht es der Satan, der allerlei Gestalten anzunehmen weiß, um seinen Zweck zu erreichen. Aus dem Vorhergehenden ist meinen Lesern bereits bekannt, daß Hinzelmann ebenfalls sich in mancherlei Formen zeigte. Einmal war er ein ermordetes in seinem Blute liegendes Knäblein, dann wieder eine zusammengewickelte in einer Zirkelform liegende Schlange, auf ein andermal ein schwarzer Marder, der zur Thür hinaus schlüpfte.

Bei den kleinen Kindern, die vor dem Schloß Hudemühlen öfters zusammen kamen und ein Spielchen machten, war er gewöhnlich in Gestalt eines wohlgebildeten Kindes auch zugegen, und spielte ihre Spiele mit. Die Kinder

LB Coburg

erzählten es, wenn sie nach Hause kamen, ihren Eltern, daß ein fremdes Kind mitgespielt hätte, das ihnen völlig unbekannt wäre.

Eine Magd sagte aus, daß sie in einem Gemach, wo fünf bis sechs Kinder zusammen gespielt hätten, auch einen fremden, unbekannten Knaben gesehen, von schöner Gesichtsbildung, mit gelben über die Schultern herabhängenden Haaren, in einem rothsammtnen Rock gekleidet, der aber, nachdem sie ihn genauer habe betrachten wollen, mit einemmal verschwunden wäre.

Nicht blos diesen Kindern zeigte er sich mehr als einmal, sondern auch einem gewissen Narren, den man gewöhnlich Claus zu nennen pflegte; aber doch nur immer unter vier Augen, und dann trieb er mancherlei Kurzweil mit ihm. Vermißte man zuweilen den Narren Claus, konnte man ihn nirgends finden, und fragte ihn hernach, wo er so lange gewesen wäre? pflegte er zu antworten: Bei dem kleinen Männlein, das hat mit mir gespielt. Fragte man weiter, wie groß das Männlein gewe-

sen wäre? so hat er es als ein Kind von vier Jahren beschrieben.

Claus war ein Mensch von blödsinnigem Verstande, der poßierliche Einfälle hatte, und die Wahrheit dreist Jedem unter die Augen sagen konnte. Eben deswegen war er wohl gelitten, und sein Kurzweil divertirte ungemein. Endlich fand man ihn einmal im Mistgraben ertrunken. Es ist ungewiß, ob er blos durch einen Zufall hineingestürzt ist, oder ob er von seinem Mitspieler Hinzelmann hineingestoßen worden.

Hinzelmann hat sich auf die obenbeschriebene Art nicht nur mehrmalen sehen lassen, sondern hat auch zugegeben, daß man ihn befühlen und betasten konnte. Dies geschah einmal in der Nacht, als der Herr des Hauses im Bette schlaflos lag und ein Geräusch an der einen Seite der Kammer hörte und daraus schloß, der Geist müßte in der Nähe seyn. Er rief also: Hinzelmann, bist Du da, so antworte mir! der Geist antwortete: Ja, ich bin es, was willst Du von mir?

In dem Augenblick kam es ihm vor, als

wenn er an dem Orte, vonwoher der Schall kam, in dem hellen Schein des Mondes einen Schatten erblickte, der ohngefähr so aussah, als der Schatten eines Kindes. Da auf diese Art der Herr merkte, daß der Geist vertraulich wurde, läßt er sich mit ihm weiter in ein Gespräch ein und fängt an: Da Du beständig vorgegeben, daß Du ein natürlicher Mensch wärest, so laß Dich doch von mir einmal ordentlich sehen und befühlen, damit ich Deinen Versicherungen desto mehr Glauben geben kann.

Geist. Jetzt ist es mir noch nicht vergönnt, mich von Dir sehen zu lassen; Du mußt die Zeit abwarten, wenn ich dies schicklich thun kann.

Hausherr. So reiche mir wenigstens die Hand, damit ich erkennen kann, ob Du Fleisch und Bein hast, wie ein anderer Mensch.

Geist. Ich traue Dir nicht, Du bist ein Schalk, Du möchtest mich ergreifen, fest halten und nicht wieder gehen lassen.

Der Herr ließ sich nicht abschrecken, er bat noch immer, er möchte ihm seinen Wunsch erfüllen, und versprach zugleich auf Treu und

Ehre, daß er ihn nicht fest halten wollte. Hierauf sagte der Geist: Sieh hier ist meine Hand! Der Herr griff darnach, und es kam ihm vor, als wenn er die Finger einer kleinen Kinderhand fühlte. Doch hat der Geist die Hand geschwind wieder zurückgezogen.

Hierauf hat der Herr auch verlangt, daß er ihm sein Gesicht sollte befühlen lassen. Als Hinzelmann auch hierein gewilligt, und der Herr es betastet, ist es ihm vorgekommen, als wenn es keine Zähne gehabt, sondern ein blosses Todtengerippe gewesen wäre. Seine eigentliche Gestalt hat er daher auch nicht erkennen können. Indessen hat er doch so viel gemerkt, daß die Glieder ganz kalt wären, und nicht die mindeste natürliche Wärme hätten.

Schon hieraus läßt sich einigermaßen schließen, daß Hinzelmann nicht zu den guten, sondern zu den bösen Geistern muß gerechnet werden; indem man kein Beispiel hat, daß die erstern die Gestalt eines Todtengerippes annehmen. Dieser Hausgeist kann auch nicht einen solchen Leib gehabt haben, als Paracelsus seinen Pygmäen andichtet. Aber der Teufel

nimmt

nimmt nicht nur die Gestalt verschiedener Thiere, sondern auch den Leib solcher Menschen an, die bereits vor vielen Jahren verstorben sind. Unter mehrern Beispielen darf ich nur folgendes anführen.

Ein französischer Prinz hatte sich in seiner Jugend sehr auf die Geschichte der Griechen und Römer gelegt. Bezaubert von dem Ruhm, den diese Männer erlangt, war er begierig, sie persönlich kennen zu lernen. Er wünschte diejenigen zu sehen, deren Thaten und Kenntnisse er so sehr bewunderte. Zu dem Ende läßt er sich einen berühmten Zauberer aus Italien verschreiben, den man ihm ganz vorzüglich empfohlen hatte. Der Zauberer kömmt nach Frankreich. Der Prinz fragt ihn, ob es möglich wäre, ihm die alten Helden zu zeigen, in ihrer wirklichen Gestalt, in ihrem Anzuge und in ihren Waffen. Der Zauberer verspricht ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, er möchte ihm nur die Namen der Personen nennen, die er zu sehen verlange, und er wollte sie ihm so natürlich darstellen, als wenn sie wirklich lebhaft vor ihm ständen. Der Prinz war hierüber äußerst

vergnügt, versprach dem Zauberer eine ansehnliche Belohnung, wenn er seinen Wunsch zu seiner Zufriedenheit erfüllen würde, und verabredete mit demselben, daß er die verlangten Personen durch ein Gemach sollte spazieren lassen, das zwei Thüren hätte, damit er sie desto genauer betrachten könnte. Gegen Mitternacht ging der Prinz mit dem Zauberer in dies Gemach. Am Ende desselben ward ein Tisch mit zwei brennenden Wachslichtern hingestellt. Der Zauberer machte hierauf um den Tisch herum einen Kreis, schrieb verschiedene Karaktere um denselben herum, und bat den Prinzen, sich in denselben hinein zu stellen, wenn ihm anders sein Leben lieb wäre. Nun fing der Zauberer seine Citation mit Murmeln und Aussprechen verschiedener unverständlicher Worte und Formeln an. In dem Augenblick öffneten sich von selbst auf der einen Seite des Gemachs die Flügelthüren, und es traten nach einander die Helden des Alterthums herein. Herkules, Achilles, Aeneas, Romulus, Hannibal, Scipio, Afrikanus, Cäsar, Pompejus und andere. Endlich kam auch auf das Geheiß des Zaube-

rers Alexander der Große. Er hatte zwar etwas Edles in seiner Miene; allein er war von Person nur klein und unansehnlich. Der Prinz lachte überlaut, so bald er ihn erblickte. Der Geist Alexanders sagte: Du Unverständiger! lache nicht über mich! So verächtlich Dir auch meine Person scheinen mag, so dienten doch bei meinem Leben zehn Könige an meiner Tafel, von denen Jeder mächtiger und größer war, als Du. Hierauf verließ Alexander mit einem höhnischen Blick das Zimmer. Der Prinz, der diesen Erfolg gar nicht erwartet hatte, war darüber sehr betreten, und wollte die Erscheinung der andern Helden, die ihm der Zauberer zu zeigen noch versprochen hatte, nicht abwarten, weil er besorgte, es möchten sich dabei noch üblere Vorfälle ereignen, indem er sich zu genau kannte, daß er nichts weniger als zurückhaltend seyn konnte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Geist Hinzelmann macht Knittelverse.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir schon, daß Hinzelmann zuweilen Lieder gedichtet und gesungen, und muntere Gesellschaften, die sich zuweilen auf dem Schloße versammelten, damit belustigt habe. Seine Lieder waren nach der damaligen Reimart in Niederländischer Manier, hatten kein gewisses Sylbenmaaß und keinen regulairen Versbau. Unter den Reimen, die Hinzelmann beinah täglich hören ließ, war unter andern folgender am gewöhnlichsten:

Ortgieß läst du mick hier gahn,
Glücke schast du hahn.
Wültu mick aver verdriven,
Unglück warst du kriegen.

Dadurch wollte der Geist die Leute wahrscheinlich überreden, daß seine Gegenwart mit lauter Glück und Segen verbunden wäre,

seine Abwesenheit aber Unglück brächte. Es ist wahr, so bald er das Schloß verlassen hatte, fielen jene unglückseligen und langwierigen Kriege ein, wodurch ganze Familien, viele Dörfer, oft ganze Städte zu Grunde gerichtet wurden. Doch war gewiß Hinzelmann so wenig daran Schuld, so wenig sie ausgeblieben wären, wenn er noch ferner auf dem Schlosse gehauset hätte.

Warum Hinzelmann keine besseren Verse gemacht, darüber kann ich freilich keine Auskunft geben, weil es doch sonst wohl bekannt, daß der Teufel ein guter Versemacher ist. Davon erzählt Dr. Schuppius in seinen Schriften folgendes merkwürdige Beispiel:

Es spielten in einer berühmten Stadt — der Name ist mir entfallen — einige Kinder mit einander, und da es eben nach Michaelis war, wo man die Schweine zu schlachten pflegt, wollten die Kinder in ihrem Spiel dies Ding nachahmen. Zum Unglück hatte ein Schlächter in diesem Hause, vor welchem die Kinder spielten, eins von seinen Messern liegen lassen. Dies nimmt eins von den Kindern aus Unver-

stand, und sticht damit dem andern die Gurgel ab, gerade als wenn es ein Schwein schlachten wollte. Die Mutter des Kindes wird von dem Geschrei, welches die andern Kinder erhuben, so bald sie Blut sahen, herbeigerufen. Sie war eben damit beschäftigt, ihr kleinstes Kind zu baden; doch sie läßt es liegen, und läuft in voller Angst hinaus, um zu sehen, was vorgeht. Da sieht sie nun das für eine Mutter höchst traurige Schauspiel, ihr Kind im Blute liegen. Der andere Knabe hatte dabei noch immer das Messer in der Hand, weil er glaubte, nichts Böses gethan zu haben. Die rasende Mutter riß solches dem unschuldigen Kinde weg, und stieß in der Wuth ihm damit ins Herz, In dem Augenblick denkt sie an ihr kleinstes Kind, das sie im Bade hatte liegen lassen, läuft nach Hause und findet es zu ihrem größten Leidwesen bereits ertrunken. Diese drei Unglüsfälle folgten zu schnell auf einander, als daß sie die betrübte Mutter hätte ertragen können. Ihr Unglück hatte einen so hohen Grad erreicht, daß sie weiter keinen Ausweg wußte, als den Tod. Ein Strick endigte ihr

Leben. Gerade um diese Zeit war ihr Mann verreist und kam noch an dem nehmlichen Tage nach Hause, da so viele Unglücksfälle auf einmal in seiner Familie vorgefallen waren. Er zog sich dieses dergestalt zu Gemüthe, daß er bald nachher vor Betrübniß starb.

Einige Studenten wetteten, wer auf diese ganz außerordentliche Begebenheit das beste Distichon machen würde. Einer von ihnen, der sich für einen sehr guten Dichter hielt, gab sich alle mögliche Mühe hierin etwas vorzügliches zu leisten. Er saß und meditirte, er machte auch Verse, aber sie waren bald zu lang, bald zu kurz, und er sah sich genöthigt, sie alle wieder auszustreichen.

Einmal saß er die ganze Nacht durch, und glaubte immer, nun es recht zu treffen; allein so viel Mühe er sich auch gab, es war immer nicht so, wie er dieses Distichon zu haben wünschte. Er zerriß voller Ungeduld alle bereits vollgeschriebene Papiere, und sagte, gewiß nicht im Ernst: Ich kanns nicht machen, es mags der Teufel machen! In dem Augenblick rief ihm eine Stimme zu: „Hier hast Du es,

es ist schon gemacht.“ — Ein Zettel kam von oben herab auf den Tisch geflogen, worauf folgende Verse geschrieben waren:

Sus, pueri bini, puer unus, nupta, maritus
Cultello, lympha, fune, dolore, cadunt.

Der Student überlas die Verse, und ob er sich gleich vor dem Meister entsetzte, so nahm er sie doch an, weil sie wirklich gut waren. Den andern Tag brachte er sie zu seinen Freunden, welche die Verse so schön fanden, daß sie ihm ohne Umstände den Preiß zuerkannten.

Hinzelmann fand ebenfalls sein Vergnügen daran, Reime zu machen. Oft wenn er ein Lied hörte, das ihm gefiel, so pflegte er es nachzusingen. Der Prediger Feldmann erzählt von seinem Vater, daß derselbe einmal aufs Schloß zu Gaste geladen worden. Da er nun an die Thüre kommt, hört er oben im Saal Jemanden singen, und überhaupt ein Jauchzen und wildes Lärmen. Er bildet sich also ein, es würden wohl den Abend vorher Fremde angekommen seyn, welche noch da geblieben, und sich auf diese Art lustig machten. In dieser

Meinung frägt er den Hofmeier, der eben Holz geholt: „Johann, was habt ihr droben für Gäste, die sich so lustig machen?“ Der Hofmeier antwortete: „Wir haben Niemand Fremdes, es kann kein anderer seyn als Hinzelmann, der im Saal so viel Lärmen macht. Der Prediger gehet also hinauf, und so wie er in den Saal hinein tritt, singt ihm Hinzelmann entgegen:

Mien Duhme, mien Duhme,
mien Ellboeg sind twey.

Der Prediger wunderte sich über diesen sonderbaren Gesang, und sagte zu Hinzelmann: „Was soll dies für eine Musik seyn, mit der Du angezogen kömmst?“ Hinzelmann gab zur Antwort: „Dies Lied habe ich von Euch gelernt, denn Ihr habt solches oft gesungen, und ich habe es noch erst vor einigen Tagen von Euch gehört, da Ihr zur Kindtaufe waret.

Der Prediger ist hierauf hinunter in die Wohnstube gegangen, und das Essen wurde aufgetragen. Die Fremden setzten sich zu Tische, und Hinzelmann hat sich auch mit bei den Gä-

sten eingefunden. Man hat von mancherlei geistlichen Dingen zu sprechen angefangen, und Hinzelmann hat sich als einen guten Christen gezeigt. Er fing nehmlich unaufgefordert mancherlei geistliche Lieder zu singen an, sagte auch Gebete her, die ganz erbaulich waren.

Der Prediger Feldmann erzählt, daß er damals ein Knabe von vierzehn bis funfzehn Jahren gewesen, als dies seinem Vater begegnet; er habe sich aber damals um diese Sachen nicht genau bekümmert, daher ihm schon manches entfallen wäre. Hätte man damals nur das Wichtigste von Hinzelmanns Verrichtungen aufgezeichnet, so wäre es etwas leichtes gewesen, einen ganzen Folianten damit vollzuschreiben; so viel könnte er sich aber noch ganz genau erinnern, daß wenn er mit andern Kindern auf das Schloß gegangen, er öfters Hinzelmann in Gestalt eines kleinen Knaben die Treppe gar geschwind habe hinaufsteigen sehen. Zwar habe er seine Gestalt und Kleidung nicht genau bemerken können, doch sey es ihm vorgekommen, als wenn es mehr

ein durchsichtiger Schatten als ein wirklicher Körper gewesen wäre.

Nach dem Bodin in seiner Dämonomanie hat ein Geist einen gewissen Menschen beständig begleitet, ihn vor Unglück und Lastern gewarnt, und ihm viele gute Erinnerungen gegeben. Dieser Geist zeigte sich auch zuweilen seinem Freunde. Bald erschien er ihm als ein heller Schein, bald als ein runder glänzender Schild, und da er einmal in Lebensgefahr gerieth, und Gott inbrünstig bat, er möchte ihn daraus erretten, erschien ihm des Morgens früh, da er noch schlief, ein Kind, von schönem und freundlichen Ansehen, in einem weissen und purpurfarbnen Rock, worauf auch die ihm drohende Gefahr bald vorübergegangen ist. Bodin hält diesen Geist für einen guten Schutzgeist oder Genius.

Dieser Mann, der einen solchen Schutzgeist hatte, war nach Bodins Zeugniß ein frommer, ehrlicher Mann, der den größten Theil des Tages mit geistlichen Betrachtungen zubrachte. Im Anfange bekam er im Traume einige Gesichter, und ward vor gewissen Fehlern

und Gefahren gewarnt. Hernach äußerte sich der Geist durch deutliche Zeichen, indem er des Morgens an seine Thüre klopfte und ihn dadurch zum frühen Aufstehen erinnerte.

Zuweilen hörte er eine Stimme im Schlaf, die zu ihm sagte: wer wird am ersten aufstehen und beten? Der Geist warnte ihn öfters und ertheilte ihm einen guten Rath. Wenn er mit Jemanden einen Kontrakt machen wollte, der ihn zu betrügen suchte, so berührte er zur Warnung sein rechtes Ohr; hatte er aber etwas mit einem ehrlichen Manne vor, so rührte er sein linkes Ohr an. Las er ein Buch, das ihm schädlich war, so wurde darauf geschlagen. Mußte er in eine Gesellschaft gehen, wo eben keine erbaulichen Gespräche geführt wurden, so ermahnte er ihn zum Allmosengeben.

Dieser Mann befand sich einmal auf Reisen in einer augenscheinlichen Lebensgefahr, indem einige Räuber und Diebe einen Anschlag auf sein Geld und sein Leben machten. Er wollte sich eben des Abends, da er in diesem gefährlichen Wirthshause war, zu Bette legen; doch wurde er noch zur rechten Zeit daran ver-

hindert, und mußte, er wußte selbst nicht warum? wieder aufstehen. Vielleicht trieb ihn dazu eine geheime Ahndung an. Er blieb daher die ganze Nacht durch im fleißigen Gebet. Durch diese seine Wachsamkeit wurden die Räuber an ihrem Vorhaben verhindert. Bald hörte er eine laute Stimme, welche ihm zurief: „Jetzt soll man sprechen: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, der spricht zu dem Herrn, du bist mein Fels ꝛc.“

In wie fern Bodin hierin Recht hat, mag ich nicht untersuchen. Doch haben bereits die Alten einen Schutzgeist angenommen, wovon ich viele Beispiele anführen könnte. Ob aber jeder Mensch einen Schutzgeist hat, oder ob dieser Schutzgeist immer dem Menschen zur Seite ist, ihn ermahnt und warnt, das ist eine andere Frage.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Geist Hinzelmann theilt Geschenke aus.

Da nun bald die Zeit herannahete, daß Hinzelmann das Schloß verlassen wollte, sprach er zu dem Herrn desselben: „Sieh, hier will ich Dir etwas verehren, nimm es wohl in Acht und gedenke mein dabei. Er überreichte ihm hierauf ein selbst verfertigtes kleines Kreuz, einen Finger lang, inwendig hohl, und wenn man es schüttelte, gab es einen Klang von sich; ferner einen eben von ihm selbst verfertigten künstlichen Strohhut, worauf allerhand Bilder und Figuren sehr sinnreich vorgestellt wurden, und der schon deswegen als eine besondere Seltenheit aufbewahrt zu werden verdiente, weil man damals noch nicht die Kunst verstand, das Stroh zu färben. Das dritte Geschenk bestand aus einem Handschuh, bemahlt und künstlich mit Perlen besetzt.

So lange diese Stücke — sagte der Geist — unzertrennt bei Deiner Familie sind, wird

Dein Geschlecht im Flor bleiben und sich immer mehr erheben; so bald aber diese Stücke vereinzelt werden, oder verloren gehen, wird man die Abnahme und den Fall Deines Geschlechts sichtbar bemerken.

Weil der Herr über diese Geschenke eben keine große Freude äußerte, sagte der Geist: „Da ich sehe, daß Du diese Sachen nicht sehr achtest, so will ich Dir rathen, daß Du sie Deinen beiden Schwestern, Fräulein Annen und Katharinen, zu verwahren giebst, die sie gewiß besser schätzen werden.

Der Herr nahm nun wohl die Geschenke, übergab sie aber sogleich seinen Schwestern, die sich, aus Freundschaft für den Hinzelmann, ein Vergnügen daraus machten, sie in Verwahrung zu nehmen. Allein nach ihrem Tode fielen sie wieder an den Bruder zurück, bei diesem hat sie auch der Prediger Feldmann gesehen. Nach des Gutsherrn Tode fielen sie an dessen einzige hinterlassene Tochter und deren Gemahl. Wo sie nach dem Absterben dieser hingekommen, weiß man nicht mit Gewißheit. Der Strohhut ist dem Kaiser Ferdinand II. in der Folge

verehrt worden, der ihn als etwas Rares sehr gnädig angenommen hat. Den ledernen Handschuh hat noch bis jetzt ein gewisser Vornehmer von Adel in Verwahrung.

Nach der gewöhnlichen Meinung bringen die Hausgeister Glück in ein Haus, und so bald sie es verlassen, trifft ein solches Haus Unglück. Allein so bald man annimmt, daß von Gott alles Glück und Unglück kömmt, so kann der Satan dabei unmöglich sein Spiel haben. Dergleichen Ereignisse müssen daher aus natürlichen Ursachen entstehen. Man hat mehrere dergleichen Beispiele von Geschenken, die von Gespenstern herrühren, und mit deren Aufbewahrung das Glück eines gewissen Geschlechts ebenfalls verbunden war.

Dahin gehört die bekannte Geschichte vom güldnen Horn, das ein Graf von Oldenburg, als er auf dem Ochsenberg jagte, von einer aus diesem Berg hervorkommenden Frauensperson verehrt bekam, und welches noch bis jetzt in der Kunstkammer zu Oldenburg gewiesen wird.

Als eine gewisse Frau v. Alvensleben aus dem Hause Calbe in der Mark Brandenburg, an

an der Mulde gelegen, in der Nacht in ihrem Bette geschlafen, dergestalt, daß alle Thüren und Zugänge verschlossen waren, erscheint mit einemmal vor ihrem Bette eine Magd mit einer Laterne, und bittet die Edelfrau inständigst, zu einer Kindbetterin zu kommen, um ihr bei ihrer Geburt beizustehen. Die Edelfrau entschuldigt sich lange. Endlich geht sie mit, und ihre Begleiterin ermahnt sie unter Wegens, da, wo sie jetzt hinkommen würden, weder etwas zu essen, noch zu trinken; sollte man ihr aber ein Geschenk anbieten so könnte sie es nehmen. Die Edelfrau kommt zur Kindbetterin, legt ihre Hand auf dieser ihren Leib, worauf diese sogleich entbunden wird, und jene mit ihrer vorigen Begleiterin zurück nach Hause geht. Bald nachher kommt die vorige Magd wieder mit einer verdeckten Schüssel, aus welcher sie einen Ring von großem Werthe hervorlangt, und ihn der Edelfrau überreicht, mit der Erinnerung, daß sie ihr diesen Ring von ihrem Herrn zum Andenken verehren sollte; sie möchte ihn ja recht sorgfältig verwahren, denn so lange dieser Ring bei denen von Alvensleben aus dem Hause Cal-

be bleiben würde, sollte diese Familie glücklich seyn; würde er sich aber verlieren, so würde sie Unglück treffen. Man zeigt noch bis jetzt in der dasigen Kapelle die eine Hälfte des Ringes, indem zwei Brüder die Theilung desselben verlangten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Geist Hinzelmann verläßt das Schloß Hudemühlen.

Nachdem man alle Mittel versucht hatte, den Geist Hinzelmann aus dem Schloße wegzubannen, aber alles dies vergebens war, gefiel es dem Geist, das Schloß von selbst wieder zu verlassen, nachdem er sich daselbst beinah vier Jahr, nehmlich von 1584 bis 1588 aufgehalten hatte, um vielleicht nach dem Böhmerwald zu seiner Gesellschaft zu ziehen, woher er gebürtig zu seyn vorgab.

Ehe er wegzog, ließ er sich verlauten: Er wolle einst wieder kommen, und zwar zu einer Zeit, wenn das alsdann lebende Geschlecht gewis-

sermaßen in Abnahme seyn würde. Durch ihn und seine Gegenwart würde aber sogleich die Familie wieder in Flor und Aufnahme kommen. — Er nannte auch ein Paar große Personen aus diesem Hause, nach deren Absterben er sich wieder zeigen würde.

Allein so wenig seine vorher angeführten Weissagungen zutrafen, eben so wenig traf diese zu; indem er auch dann noch nicht wieder erschien, da die genannten Personen bereits dreißig Jahr gestorben waren. Doch hielt er sich noch einige Zeit nach seinem Abschied zu Estrug auf, das vier und eine halbe Meile von Hudemühlen in der Grafschaft Hoya liegt.

Es scheint, daß der Geist Hinzelmann das beinah vier Jahr auf dem Schloß Hudemühlen getriebene Schauspiel darum aufgegeben, weil er vielleicht nun nicht weiter Gelegenheit gehabt, sein Gaukelwerk fortzusetzen.

Die Gespenster fortzutreiben und los zu werden, haben bereits die Alten mancherlei Mittel versucht. Sie gebrauchten dazu Zauberer, welche durch Formeln und Karaktere den Geist bezwingen und beschwören sollten. Die

Christen aus der römisch = katholischen Kirche bedienen sich dazu des Weihwassers und geweihter Bilder. Die Protestanten lassen sich öfters durch gewisse Landläufer betrügen, welche vorgeben, als wenn sie die Kunst verstünden, durch allerlei Geheimnisse die Geister in Wälder zu verbannen. Oft trägt etwas Herzhaftigkeit am meisten dazu bei, sie auf der Stelle zu vertreiben.

So erzählt Remigius von einem spanischen Edelmann, Ajola, daß derselbe in Gesellschaft zweier jungen Spanier auf die Universität Bologna gekommen wären, und aus Mangel an Platz in einem Wirthshaus hätten übernachten müssen, das wegen der Gespenster berüchtigt gewesen. Um Mitternacht wäre wirklich ein Gespenst in ihre Schlafkammer gekommen, in Gestalt eines Todtengerippes mit vielen Ketten belastet, womit es einen fürchterlichen Lärmen gemacht. Ajola, unter den dreien der beherzteste, ging mit dem Licht in der Hand, mit dem Degen bewaffnet, getrost auf dasselbe zu, und fragte, ob es etwas verlange? Das Gespenst winkte mit dem Kopf und gab durch ein Zeichen

mit der Hand zu verstehen, daß er ihm folgen sollte. Der Edelmann thats und ging mit; als sie aber auf der Treppe waren, löschte der Geist dem Edelmann das Licht aus. Ajola ward dadurch nicht im mindesten bestürzt, sondern sagte zum Geist, er möchte nur so lange warten, bis er das Licht wieder angezündet hätte. Dies geschah, und so kamen sie mit einander durch das Haus auf einen großen Hof. Das Gespenst ging sehr langsam, weil es an den vielen Ketten schwer zu ziehen hatte; der Edelmann folgte immer langsam nach. Mitten auf dem Hof verschwand das Gespenst. Ajola merkte sich den Ort, indem er einige Kräuter ausriß und diese darauf warf. Am andern Morgen zeigte er den Vorfall der dasigen Obrigkeit an, welche an dem bezeichneten Ort nachgraben ließ. Man fand ein Todtengerippe, das in der Stille in eine Kirche begraben wurde. Von dieser Zeit hatte die Spukgeschichte ein Ende.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Geist Hinzelmann begiebt sich nach Estrug.

So wie Hinzelmann von Hudemühlen weg war, bemerkte man ihn in Estrug, einem adlichen Sitz in der Grafschaft Hoya. Hier trieb er das nehmliche Kurzweil, wie an dem ersten Orte. Die Veranlassung zur Veränderung seines Aufenthaltes gab seinem Vorgeben nach, eine Reise der beiden Fräulein, Anne und Katharine, nach Estrug, die er in Gestalt einer weißen Feder dahin begleitete.

Auf diesem Schloße wohnten damals blos die Gemahlin und die Kinder des Besitzers. Dieser selbst war wegen des schwedischen Krieges in Diensten seines Herrn abwesend. Hinzelmann wußte sich hier ebenfalls bei den Frauenzimmern einzuschmeicheln, und suchte sich mit dem Fräulein des dortigen Hauses bekannt zu machen.

Er nahm auf ihrem Deckbette zu ihren Füßen seine Schlafstelle ein, wo man gewöhn-

lich eine kleine Grube fand, als wenn ein Schooßhündchen daselbst gelegen hätte. Wollte das Fräulein dies nicht zugeben, so bewies er sich ungestüm und mürrisch gegen sie, und machte ihr mancherlei Unruhe; ließ sie ihn aber seinen Willen, so ward sie von ihm beschenkt mit Ringen, Perlen und dergleichen.

Allein dazu ließ er sich durchaus nicht bewegen, daß er sich von dem Fräulein hätte sehen lassen. Diese Gunst erzeigte er blos einer Magd, die ihn öfters in der Gestalt eines kleinen wohlgebildeten Knaben, mit gelben krausen Haaren und mit einem roth sammtnen Rock bekleidet, zu sehen bekam. Vornehmlich soll er öfters einem Kandidaten der Theologie, der in diesem Hause Informator war, erschienen seyn.

Die eigentliche Ursache, warum Hinzelmann seinen Wohnort verändert, ist schwer auszumitteln. Unmöglich kann man glauben, daß es ihm zu Hudemühlen nun zu einsam gewesen; vielmehr ist er wohl durch eine höhere Macht gezwungen worden, nach Estrug sich zu begeben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der Geistes Hinzelmann Dienstfertigkeit.

So wie sich ein Fuchs freundlich anstellt, wenn er Lust hat die Hühner zu fangen, eben so machen es die Geister, wenn sie gewisse Zwecke und Absichten erreichen wollen. Hinzelmann machte auch hier in diesem Hause große Versprechungen, daß er jedem Mangel abhelfen, und wenn auch hundert Pferde auf dem Hofe wären, sie alle versorgen wollte. Ob er dies wirklich würde geleistet haben, ist zweifelhaft und kann nicht mit Gewißheit behauptet werden.

So viel ist aber gewiß, daß er einmal der Frau vom Hause von dem Zustande ihres abwesenden Herrn Nachricht gab, da sie sehr um ihn bekümmert war. Einige Tage war er nirgends zu spüren, bis er endlich mit einemmal wieder zum Vorschein kam, und der Edelfrau erzählte: Er wäre in Schweden bei ihrem Herrn gewesen. Hierauf stattete er einen ge-

nauen Bericht von der Lage desselben ab. Diese Nachricht stimmte genau mit den Briefen überein, die bald hernach von ihm aus Schweden einliefen. Der Edelmann stand nehmlich in schwedischen Kriegesdiensten, zu der Zeit, da die Schweden gegen die Russen und Polen, wegen Liefland Krieg führten. In diesen Krieg wurde hernach der König von Dänemark mit verwickelt, der sich für Schweden am Ende ziemlich vortheilhaft endigte.

Hieraus sieht man, welche Wendungen der Satan nimmt, um die Menschen von dem Vertrauen auf Gott abzulenken. Ein Beispiel will ich noch aus des Remigius Dämonolatrie anführen:

Vor einigen Jahren ward in einer berühmten Reichsstadt ein rechtlicher bekannter Bürger um eine Schuld von hundert Gulden gemahnt. Der gute Mann weiß kein Mittel, wie er dies Geld in einer so kurzen Zeit schaffen soll, und gehet, um seinem Herzen Luft zu machen, etwas draußen vor dem Thor spazieren. Hier begegnet ihm ein Mann, dem Ansehen nach rechtlich, in einer schwarzen Kleidung, den er

aber sonst in seinem Leben je gesehen zu haben, sich nicht erinnern kann. Dieser Mann redet ihn an und fragt ihn, warum er so betrübt wäre? Der Bürger entdeckt sich ihm nach einigen Bedenklichkeiten. Hierauf verspricht der schwarzgekleidete Mann, ihm zu helfen, wenn er sich ihm zu Diensten verschreiben wollte. Nun erst merkt der Bürger, mit welchem saubern Gesellen er zu thun habe, und will nichts von ihm wissen, indem er sagt: Da behüte mich mein lieber Gott! Der Teufel thut ihm nun einen andern Vorschlag: ob er ihm lieber eine Handschrift geben wolle, in welcher er verspräche, ihm das Geld mit den Interessen zu einer bestimmten Zeit an dem nehmlichen Orte wieder zuzustellen, und wenn er es dann nicht könnte, sich ihm zu ergeben? diese Handschrift solle er aber mit seinem Blute unterschreiben.

Der arme Mann weiß nicht, wozu er sich in dieser großen Noth entschließen soll. Endlich willigt er ein, und der Schwarze verspricht den andern Tag um die nehmliche Zeit mit dem Gelde an dem nehmlichen Orte zu erscheinen. Dieses geschah auch, und der Bürger erhielt

verabredeter Maaßen, nach ausgestellter Handschrift, die Summe, die er zu haben wünschte. In derselben Nacht war seinem Kreditor eine große Summe Geldes entwendet worden, und man konnte, aller angewandten Mühe ungeachtet, den Dieb nicht ausmitteln.

Indessen läßt der Bürger das von dem schwarzen Mann erhaltene Geld noch eine Weile liegen', weil er glaubt, es möchte eine Verblendung seyn. Zuletzt bringt er es voller Freuden dem Gläubiger, der sich nicht wenig wundert, daß er die nehmlichen Geldsorten, worunter sehr kenntliche Stücke waren, ausgezahlt bekömmt, die ihm vor einigen Tagen gestohlen wurden. Die Sache wird untersucht. Der Bürger gestehet, auf welche Art er das Geld bekommen. Der Gläubiger will durchaus das Geld nicht nehmen, sondern macht seinem Debitor damit ein Geschenk. Die Prediger rathen dem Bürger, er soll das Geld an den Ort, wo er es bekommen, hinlegen. Allein es kam Niemand, der es abholte, und so behielt er es.

Sollte der Bürger nicht selbst der Spitzbube gewesen seyn, und blos zum Schein die ganze Geschichte erdichtet haben?

Dreißigstes Kapitel.

Hinzelmanns Verschlagenheit und freiwillige Verrichtung.

In Sina zeigt man eine Brücke, die von einem Berg zum andern gehet, und doch nur aus einem einzigen Schwibbogen bestehet, von der man behauptet, daß sie der Teufel erbauet habe. Auf dem Harzgebürge zeigt man beim Roßtrab eine Mauer, die ganz oben auf einem hohen Felsen aus ungeheuer großen Steinen aufgeführt ist, so daß man sich gar keine Möglichkeit denken kann, wie Menschenhände ein solches Werk hätten unternehmen können. Man nennt sie daher, als ein Werk des Teufels, die Teufelsmauer.

Hinzelmann zeigte auch seine Geschicklichkeit, nur auf eine andre Manier. Eine gewisse

adeliche Wittwe, nahe bei Estrug, hatte mit dem regierenden Grafen zu Hoya wegen gewisser Prätensionen und Gerechtigkeiten einen Prozeß bekommen. Diese Dame erzählt die Umstände und Lage der Sache dem Hinzelmann, mit dem Wunsch, er möchte ihr dabei einen guten Rath geben. Hinzelmann setzte zu dem Ende eine Schrift auf, und die Wittwe gewann dadurch ihren Prozeß.

Von dieser Zeit an bekam man von Hinzelmann eine gute Meinung, so daß er auch auf dem Schloß Estrug gut gehalten wurde und alles bekam, was er nur haben wollte. Er erhielt auch hier täglich seine Milch und weißes Brod hinein gebrockt. Hier gefiel es ihm weit besser, als zu Hudemühlen, weil er hier ruhig leben konnte, da man keine Anstalten zu seiner Vertreibung machte. Aber aus diesem Grunde that er auch, als wenn er sich des Viehes sowohl, als der Weinkeller, Korn- und Vorrathsboden sonderlich annähme. Doch der Satan macht es nicht anders; es ist alles Verblendung und Gaukelwerk. Nur unter vielen Ein Beispiel.

Ein vornehmer Italiäner, Alessandro, reiste vor mehrern Jahren mit ein paar Reisegesellschaftern nach Lukka. Unter dem Thor begegneten ihm drei Personen zu Pferde, die zum Thor hinaus reiten wollten, und dem Alessandro, so bald sie ihn erblickten, eine tiefe Verbeugung machten, als wenn sie mit ihm sehr genau bekannt wären. Alessandro konnte sich nicht erinnern, daß er je diese Fremden irgendwo sollte gesehen haben; doch da sie ihm viele von seinen eigenen Begebenheiten erzählten, wobei sie Augenzeugen gewesen seyn wollten, mußte er es ihnen wohl glauben.

Einer von den Unbekannten fragte den Alessandro, ob er mit seinen Reisegesellschaftern bereits vorher in Lukka gewesen wäre? und da diese Frage verneint ward, erbot er sich, sie überall herumzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, sobald er nur diese beiden Freunde würde begleitet haben. Er hielt Wort, fand sich schon des Abends in dem Wirthshause ein, wo Alessandro logierte, unterhielt ihn auf eine angenehme Art und zeigte ihm den andern Tag alle

Merkwürdigkeiten der Stadt, traktirte ihn, so sehr sich auch Alessandro weigerte, prächtig, und nach dem Essen erbot sich der Unbekannte, — er nannte sich Donati — ihn noch diesen Abend, weil er doch bald abzureisen gesonnen wäre, zu einer Dame zu führen, wo er außerordentlich schöne Sachen sehen würde.

Anfänglich weigerte sich Alessandro, weil er einen so späten Besuch bei einer vornehmen Dame für unanständig hielt. Doch als Donati versicherte, die vornehme Dame, seine nahe Verwandte, reise morgen früh nach Pisa, und er habe ihr bereits seinen Besuch anmelden lassen, so ließ es sich Alessandro endlich gefallen.

Sie gingen, jeder von einem Diener begleitet, und langten in kurzer Zeit vor einem prächtigen Pallast an. Die Thüre ward geöffnet, und sie traten in einen kleinen Hof und Vorsaal. Eine Dame, in goldnen Stoff gekleidet, empfing sie auf das freundschaftlichste, mit einem Anstand und einer Würde, die dem Alessandro außerordentlich gefiel. Sie bewillkommte den Donati und Alessandro, dessen

Hand sie sogleich ergriff, um ihn in den Pallast zu führen, indessen Donati mit dem übrigen Frauenzimmer folgte.

Es öffneten sich die Flügelthüren eines Saals, darin die prächtigsten Schildereien von den größten Meistern hingen; den Figuren schien weiter nichts als die Sprache zu fehlen. Ein trojanischer Brand war so natürlich vorgestellt, daß man Flammen und Funken lichterloh brennen zu sehen glaubte. Indessen begab sich Donati mit den Gesellschaftsdamen in ein Nebengemach; die Wirthin aber führte den Alessandro in einen noch weit prächtigern Saal, der durchaus mit den köstlichsten Tapeten ausgeschlagen war, die darein gewirkten historischen Vorstellungen täuschten das Auge so, daß man sie für Gemälde hielt. Als die Dame merkte, daß Alessandro ein Vergnügen hieran fand, erklärte sie ihm diese Scenen aus der Geschichte, und zeigte ihm, daß sie eine eben so gelehrte als schöne Frau sey.

Alessandro konnte sich nicht satt daran sehen, und wie er schon alles gesehen hatte, wollte er es zum zweitenmal wieder sehen. Allein

die

Dame erinnerte ihn, daß er noch weit mehrere Dinge zu besehen hätte, und so ging er mit ihr die Treppe hinauf und kam in einen andern Saal, dessen Wände durch und durch von Golde glänzten, und der so schön erleuchtet war, daß man glaubte, es wäre heller Mittag. An den Seiten waren die herrlichsten Bildsäulen von Marmor und Alabaster von den berühmtesten Bildhauern aufgestellt, und hier schien die Kunst sich selbst übertroffen zu haben.

Noch war Alessandro von seinem Erstaunen nicht zurückgekommen, als die Dame ihn auf vier Clavicymbel, die in den vier Ecken standen, aufmerksam machte. Sie winkte einem ihrer Diener, Francisco. Dieser setzte sich und spielte auf dem einen Instrument, indessen zur größten Verwunderung des Alessandro die drei andern von selbst mitspielten. Die Dame erkundigte sich bei dem Fremden wie es ihm gefalle? und da es seinen Beifall hatte, sagte sie: Vielleicht sind Sie, mein Herr, mehr Liebhaber von rauschender Musik, und damit winkte sie dem Francisco, er sollte ein anderes Stück spielen. Er gehorchte, und in dem Augenblick

ertönte die rauschendste Musik, die man sich nur denken kann, von vier großen Orgeln, zwölf Trompeten, etlichen Pauken und andern Feldinstrumenten.

Kaum hatte sich Alessandro etwas von dieser Betäubung erholt, als die Dame ihn in einen andern nicht minder prächtigen Saal führte, in welchem künstlich gearbeitete Schränke standen. In dem einen lagen Edelgesteine und Perlen, unter andern eine Schnur von so grossen Perlen, daß er das Stück an 50000 Kronen schätzte. In den andern lagen Manns- und Frauenskleider, prächtig und geschmackvoll zugleich.

Da Alessandro voller Verwunderung dastehet, und nicht weiß, was er sagen soll, wird er durch eine ganz neue Erscheinung überrascht. Ein schneeweißer Hahn, der auf einen Schrank stehet, fängt mit einemmal zu krähen an, fliegt dann herunter und löscht mit seinen Flügeln zwei brennende Wachslichter aus, die auf dem Tisch stehen.

Hier überfiel Alessandro ein kalter Schauer über den ganzen Leib, er wollte nach der Thüre

eilen, und doch wollte er keine Zaghaftigkeit verrathen. Die Dame schien darüber ungehalten zu seyn, jagte den Hahn weg, stellte sich an die Wand und klopfte. In dem Augenblick sprang eine kleine Flamme, als ein Luftblitz hervor, und zündete nicht allein die beiden Wachskerzen an, sondern auch ein paar Kron- und alle Wandleuchter, die in dem Saal waren.

Entsetzen Sie sich hierüber? — fragte die Dame. — Nein — war Alessandro's Antwort — ein Ritter muß Herz haben. — Das wollen wir sehen — sagte die Dame.

Jetzt schloß sie einen Schrank auf, worin Skelette und Todtengerippe lagen. Der Ritter wollte anfangs nicht hinsehen, weil er sich dafür entsetzte; da ihm aber die Dame Muth einsprach, ging er näher und besah die Gerippe. Er hielt sie für ägyptische Mumien. Indem stieß die Dame den einen Körper mit den Füßen, und dieser stieß wieder seinen Nachbar mit dem Ellenbogen; und so bekamen sie Bewegung, rissen von den Todtengerippen, die noch in dem Schranke lagen, einige Knochen ab, und gingen damit auf den Alessandro los. Er

hielt es anfangs für Scherz; als er aber sah, daß die Dame ihm nicht beistand, zog er den Degen und wehrte sich so gut als er konnte. Mit diesen würde er noch wohl fertig geworden seyn, aber nun kamen noch die übrigen Todtengerippe mit kurzen Messern in den Händen heraus. Alsbald suchte er sich zu retten, lief zur Thüre hinaus und rief den Donati; da dieser nirgends war, eilte er auf den Hof, wo sein Diener mit der Fackel auf ihn wartete. Die Gerippe kamen nach und Alessandro war so dreist, daß er mit der Fackel seines Dieners dem einen Gerippe das Messer aus der Hand schlug. Sie sprangen nun aus dem Pallast hinaus.

Am nächsten Morgen ging Alessandro mit seinem Diener zu Donati und wollte ihn wegen des Vorgefallenen zur Rede stellen. Donati war bei ihrer Erkundigung nicht zu Hause, und da sie in seine Stube traten, war diese durchaus verändert, indem sie ganz schwarz und mit Stellagen für Seidenwürmer besetzt war. Alessandro erkundigte sich weiter, um einige Aufklärung über seine Erscheinung zu bekommen, und da erfuhr er, daß vor vielen Jahren

in Lukka ein Gastwirth gewohnt, der die Fremden in der Nacht ermordet; er sey dafür zur Strafe gezogen und sein Haus niedergerissen worden; nach dieser Zeit hätten sich hier häufig Gespenster gezeigt, und die meisten, die in diesen Pallast gekommen, wären vor Schrecken gestorben. — Alessandro ließ sich nun auch die Ruinen dieses Hauses zeigen, und sie besahen sich gegen Mittag an diesem berüchtigten Ort. Bei dem Steinhaufen erkannte Alessandro's Diener die große steinerne Pforte, bei der er gestanden, und man sah noch, wie er die Fakkel daran geschlagen. Auch fand man das Messer, welches Alessandro dem Gespenst aus der Hand geschlagen. Niemand aber wollte es aufnehmen, und man verließ diesen schauerlichen Ort.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Des Geistes Hinzelmann Abzug.

Herzhaftigkeit trägt wirklich öfters etwas dazu bei, daß ein Geist weichen muß. Durch eine gleiche Herzhaftigkeit wurde man auch den Hinzelmann zu Estrug los. Denn als der Eigenthümer und Besitzer des Schlosses nach Hause kam, wollte er von diesem ungebetenen Gaste durchaus nichts wissen. Wie er ihn nun einst zu vermerken glaubte, fing er an zu schelten und zu fluchen, und je mehr der Geist sich aufs Bitten legte, desto härter bezeigte er sich gegen ihn.

Hinzelmann that dem Herrn so mancherlei Vorstellungen von dem vielen Glück das seine Anwesenheit dem Hause brächte. Dieser aber ließ sich durch Nichts bewegen, sondern warf Prügel, Steine und alte Krüge nach dem Orte hin, wo er glaubte, daß der Geist sich aufhielt. Nun steckte sich der Geist hinter das Frauenzimmer; aber auch diese Fürsprache half ihm nichts. Es war einmal beschlossen, er sollte fort.

Da nun der Geist sah, daß er überall nicht durchkommen würde, hat er von dem Fräulein beweglich Abschied genommen, und versprochen, daß er blos um ihrentwillen sich nicht rächen wollte, so leicht ihm sonst die Rache wäre. Hierauf ist er von dem Schloß gewichen, und hat seit der Zeit nichts weiter von sich hören lassen.

Einige glauben, daß dieser Hinzelmann kein wirklicher Geist, sondern ein Schwarzkünstler gewesen. Ueberhaupt ist es schwer zu bestimmen, was er eigentlich war. Ich für meine Person, der ich mich nicht überzeugen kann, daß Geister den Menschen erscheinen können, weiß gar nicht, was ich von der Sache halten soll.

Wenn Jemand glauben wollte, daß ich diese alte Sage blos darum wieder in Umlauf gebracht, um den Glauben an Gespenster zugleich mit zu befördern, der betrügt sich. Niemand hatte wohl mehr Ursache als ich, Gespenster zu glauben, weil ich von ihren Erscheinungen unaufhörlich geplagt wurde; aber ich habe mich endlich losgerissen von ihnen. Wie dies zuge-

gangen, werde ich nächstens in einer besondern Schrift aufrichtig erzählen.

Ein bischen Dreistigkeit ist wirklich dazu erforderlich, den Geistern Trotz zu bieten. So hörte man in einem gewissen Amtshause in der Rüstkammer, die der Schlafkammer des Amtmanns gerade gegen über lag, öfters ein grosses Getös unter den alten Harnischen und Waffenrüstungen. Der Amtmann trat dann, wann so etwas sich hören ließ, blos zur Thüre hinaus, und rief mit lauter Stimme: Was ist das für Lärmen! Stille! Stille! sage ich — und der Lärmen ließ nach.

Ein Fremder logierte als Gast einmal auf diesem Amtshause, und entsetzte sich, da er eine in seiner Kammer an der Wand hängende Laute von selbst spielen und sonst ein großes Poltern und Getöse hörte. Am Morgen erzählte er dem Amtmann sein trauriges Schicksal; dieser aber lacht ihn aus und sagt, er hätte nur Stillschweigen gebieten sollen, so wäre alles ruhig geworden.

Des nehmlichen Amtmanns Frau kömmt einmal zu ihm, und erzählt mit Furcht und Zit-

tern, daß oben in seiner Schreibstube ein Mann sitze, der ihm an Gestalt und Kleidung vollkommen ähnlich wäre. Er gehet hinauf, findet wirklich einen sitzen und schreiben, mit einem Schlafrock, der gerade so aussah, als der, den er selbst anhatte. Die Frau bat den Mann, er sollte doch nicht so nahe hinzugehen, er könnte ein Unglück davon haben; doch der drieste Mann kehrt sich an diese Erinnerung nicht, gehet auf das Gespenst los und sagt: Marsch! fort! das hier ist mein Platz, Du hast hier nichts zu suchen!

Das Gespenst verschwand hierauf und ließ sich nicht weiter sehen.

LB Coburg

23. 5. 78

D

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkwürdige Gespenstergeschichten aus der Vorzeit oder der spukende Geist Hinzelmann

Neu-Ruppin 1799

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940747-1